1,80 DM / Band 600
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,–

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



# Die Fee und die Horror-Reiter

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 180




# Die Fee und die Horror-Reiter

**John Sinclair Nr. 600**

**Teil 1/2**

***von Jason Dark***

***erschienen am 02.01.1990***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Die Fee und die Horror-Reiter

Urplötzlich war die Falle zugeschnappt, obwohl sich äußerlich nichts verändert hatte. Die Fee spürte, daß sich der Kreis immer enger zog und ihr die Luft zum Atmen raubte.

Wenn die Grauenvollen sie erwischten, bedeutete dies Tod oder Gefangenschaft. Das eine war ebenso schlimm wie das andere.

Noch hatte sie sich verstecken können. Hohes Farnkraut, das ihr über den Kopf wuchs, deckte sie ebenso vor neugierigen Blicken wie die starren Schilfrohre am Ufer des kleinen Sees.

Die Fee blieb still liegen. Sie lauschte dem Summen der Insekten, das sie wie ein nie abreißendes Stimmengemurmel umwehte. Jede Fliege, jeder Käfer hatte ihr etwas mitzuteilen…

Man hatte sie Perlhaut genannt, weil ihre Haut eben so aussah. Auf ihrem Rücken wuchsen hauchdünne Flügel, fragil wie kostbares Glas, leicht zitternd im seichten Uferwind. Die Flügel hatten sie auch in dieses Versteck getragen, aber die Verfolger wußten, wo sie zu finden war. Mit ihrem sicheren Gehör hatte die Elfe das dumpfe Dröhnen der Hufe auf dem weichen Boden vernommen.

Sie waren zu viert, sie hockten auf pechschwarzen Pferden, und sie waren in diese Wunderwelt des Landes Aibon eingedrungen wie ein Orkan, der alles vernichten wollte.

Vieles war über sie gesagt worden, das meiste traf sicherlich zu.

Klar war auch, daß sie jeden Gegner, der sich ihnen in den Weg stellte, grausam umbrachten, was sie durch eine Spur aus Blut und Tod bereits bewiesen hatten.

Nun jagten sie Perlhaut. Ob sie im Auftrag des mächtigen Druiden Guywano handelten, wußte die Elfe nicht. Ihr war nur der Befehl erteilt worden, andere zu warnen, damit diese etwas gegen die Eindringlinge unternehmen konnten.

Im ufernahen Schilf- und Buschgürtel rührte sich nichts. Die Reiter schienen überhaupt nicht zu existieren, aber das war ein Irrtum, denn die Insekten flogen ihre Kreise unruhiger. Die summende Botschaft erreichte auch Perlhaut, so daß diese sich vornahm, nicht mehr länger in ihrem Versteck hockenzubleiben.

Vorsichtig richtete sie sich auf. Die Flügel hatte sie dabei zusammengelegt, sie sollten nirgendwo anstoßen und unter Umständen noch zerbrechen. Das wäre fatal gewesen.

Perlhaut schaute durch die Lücken zwischen den Farnzweigen.

Dahinter lag dicht und grün der Wald, auch ein Zeichen des Landes Aibon. Es war mal ein Paradies für Druiden gewesen…

Wenn die vier Reiter kamen, mußten sie durch den Wald, und sie würden sich mit ihren Waffen rücksichtslos einen Weg freischlagen, das stand fest.

Perlhaut überlegte.

Es wäre nicht gut gewesen, wenn sie nach vorn gelaufen wäre. Sie mußte ihre Vorteile ausnutzen und sich in einem Gebiet aufhalten, das den Reitern Schwierigkeiten machen würde.

Die Fee hatte eine Idee.

Auf ihrem runden, kindlichen und engelsgleichen Gesicht, das von einem lockigen Bausch Goldhaar umflossen wurde, verzogen sich die Lippen zu einem Lächeln.

Einfach den Weg durch die Luft nehmen…

Hinter ihr lag der kleine See. Mehr ein großer Teich, ein Refugium für Wasserpflanzen, Insekten, Frösche und auch Fische. Auf der dunkelgrünen Oberfläche schwammen die Blätter wie kleine Fische.

Manche von ihnen waren durch Blüten gezeichnet, die sich geöffnet

hatten und so wirkten wie breite Kelche, die alles andere an sich reißen wollten.

Perlhaut war nackt. Als Fee hatte sie nie ein Kleidungsstück getragen, so etwas gehörte einfach nicht dazu.

Einem ausgewachsenen Menschen hätte sie höchstens bis zur Hüfte gereicht. Daß sie trotzdem nicht so klein wirkte, lag an ihrem langgestreckten Oberkörper und auch an den Flügeln, die, wenn sie aufgestellt waren, über ihre Schultern hinwegwuchsen.

Plötzlich bewegten sich die Flügel. Zitternd, leicht brausend. Perlhaut spürte die Leichtigkeit, die die Anziehungskraft des Bodens lässig überwand.

Senkrecht flog sie in die Höhe.

Die Fee hatte sich den Startplatz gut ausgesucht, tauchte noch unter den Dächern zweier hochgewachsener Farne hinweg, streifte dabei zitternde Grasspitzen und tauchte dann wie eine übergroße Biene aus dem grünen Ufermeer des Sees auf.

Blau schimmerte der Himmel über Aibon, allerdings mit einem Stich ins Grüne, so daß die Farbe Türkis überwog. Eine Sonne zeigte sich nicht, dennoch war genügend Licht da, eben das grüne Licht des Druiden-Landes Aibon.

Sie flog nicht dem Wald entgegen, sondern drehte nach rechts ab, um über den See zu gelangen. Dabei schaute sie jedoch in Richtung Wald, weil sie von dort verräterische Laute vernommen hatte.

Da war es wieder, das Donnern der Hufe auf dem Waldboden. Ein Schall, der sie nur schwach erreichte, aber höchste Gefahr bedeutete.

Für Sekunden verlor Perlhaut die Übersicht.

Sie stand in der Luft, suchte den Waldrand ab und glaubte, daß sich in seiner Tiefe etwas bewegte. Rücksichtslos bahnte sich die Horde einen Weg.

Mit Schwertern, Schildern und Lanzen waren sie bewaffnet und hatten Tod und Vernichtung auf ihre Fahnen geschrieben.

Das Gesicht der Fee zeigte heftiges Erschrecken, als Vögel aufstoben, Tiere flohen und sich der Waldrand unter Brachialgewalt der Reiter regelrecht öffnete, um den Tod zu entlassen.

Und wie sie kamen.

Nebeneinander, in einer breiten Front, ritten sie heran. Sie saßen auf pechschwarzen Pferden. Ihre gelblich schimmernden Knochenkörper wurden durch ebenfalls schwarze Rüstungen geschützt, deren Visiere an den Vorderseiten der Helme hochgestellt waren.

Durch diese Lücken sah die Fee das gelbliche Schimmern der Knochenschädel. Altes Gebein, so alt wie die Erde, wie einige der Horror-Reiter behaupteten.

Aber das waren nicht alle Merkmale, die sie aufzuweisen hatten.

Auf ihren Rüstungen schimmerten in Brusthöhe Buchstaben.

A, E, B und A!

Das erste A stand für Astaroth, das E für Eurynome, das B für Bael oder Baal und das letzte A für Amducias.

Perlhaut wußte nicht, was diese Buchstaben zu bedeuten hatten.

Sie nahm nur an, daß sie sehr wichtig waren und sich die Reiter voll und ganz darauf verlassen konnten.

Sie hatten den Wald verlassen. Sechzehn Hufe trommelten auf den weichen Boden, rissen Gras und Pflanzen in die Höhe, schleuderten wahre Stücke und Soden zur Seite, wirbelten sogar Staub auf, der die vier Grausamen als Wolke begleitete.

Sie hatten ein Ziel, und Perlhaut spürte die Furcht wie das Nagen eines Tieres an ihrem Körper.

Man wollte sie, die Kleine, das Wesen, das sich gegen die Grausamen nicht wehren konnte.

Die Fee schwebte über dem Wasser. Jetzt hätte sie sich gewünscht, unsichtbar zu sein, da dies nicht möglich war, hob sie sich trotz ihrer kleinen Gestalt ziemlich deutlich über dem See ab.

Das hatten auch die Horror-Reiter gesehen. Ohne daß sie sich etwas zuriefen, fächerten sie auseinander.

Sie waren eingespielt, sie wußten, wie man die Gegner in die Falle lockte.

Zwei ritten nach rechts, die anderen beiden bewegten sich am linken Ufer des Sees entlang. Was aussah wie ein »gerittener« Kreis, veränderte sich zu einer Falle, denn zwei Horror-Reiter blieben an bestimmten Stellen des Ufers stehen, während die anderen weiterritten und ihre Pferde erst dann parierten, als sie ihre Stellungen eingenommen hatten.

An vier verschiedenen Punkten hatten sie sich aufgebaut, und zwar so, daß sie den See unter Kontrolle halten konnten.

Die Fee saß in der Falle.

Jetzt machte sie sich Vorwürfe. Sie hätte wegfliegen sollen, einfach davonschwirren, doch sie hatte zu lange gewartet, mit dem Schicksal gespielt, mit dem sie jetzt haderte.

Wohin?

Die Falle war noch enger geworden. Was immer Perlhaut auch versuchen würde, es hatte keinen Sinn. Sie würde es nicht schaffen, den Reitern zu entwischen.

Das ließ sie erbleichen. Die Flügel bewegten sich zwar noch, doch es war mehr Unruhe zu erkennen. Sie wußte nicht mehr, wohin sie noch entwischen sollte.

Noch mehr in die Höhe steigen?

Es war die einzige Chance für sie. Dem türkisfarbenen Himmel entgegenfliegen und dort versuchen den Waffen der Grausamen zu entkommen. Ihre Schwerter hatten die Reiter in den Scheiden

gelassen. Aber sie trugen die Lanzen, mit denen sie ebenfalls treffsicher umgehen konnten.

Die Fee riskierte es. Senkrecht stieg sie hoch, als wollte sie von der türkisfarbenen Weite verschluckt werden. Von einem Meer der Angst begleitet, versuchte sie alles, aber die vier Reiter waren auf der Hut. Wem sie einmal den Tod geschworen hatten, den ließen sie nicht mehr aus ihren Klauen.

Sie waren nicht allein mit Lanzen und Schwertern bewaffnet, für diese Welt hatten sie sich entsprechend eingedeckt. Wer hier herrschen wollte, mußte flexibel sein, vor allen Dingen, was die Bewaffnung anging.

Zugleich verschwanden ihre Hände auf den Rücken. Und zugleich kamen sie wieder zum Vorschein. Sie hielten etwas fest, das sich plötzlich, als sie ausgeholt hatten und ihre Arme voranbewegten, öffnete wie dünne, netzartige Wolken.

Von vier verschiedenen Seiten her schwebten die Netze aus der Tiefe her der kleinen Fee entgegen.

So schnell konnte sie gar nicht fliegen. Zudem verkleinerten die Netze ihre Chance zur Flucht.

Schräg flog sie in die Höhe. Das runde, pausbäckige Gesicht von Angst gezeichnet.

Da war die Lücke!

So heftig wie möglich bewegte sie ihre Flügel. Das mußte doch zu schaffen sein, das Hindurchhuschen, aber von rechts breitete sich etwas wahnsinnig schnell aus.

Das Netz packte zu.

Wie ein Bogen hatte es sich kurz zuvor über ihren Körper gelegt.

Ein Bogen, der einfach zu breit war, um ihm zu entkommen.

Er fiel – und traf!

Die Fee spürte die sanfte Berührung fast wie ein Streicheln. Doch was sich als Liebkosung darstellte, wurde für sie zu einer tödlichen Umklammerung.

Die zarten feinen Maschen des Netzes ließen es nicht mehr zu, daß sie ihre Flügel bewegte. Von einem Augenblick zum anderen wurden ihr. Flug und ihr Fluchtversuch radikal gestoppt.

Drei Horror-Reiter zogen ihre Netze zurück und rollten sie ein.

Das vierte aber blieb und hatte die kleine Fee umwickelt wie ein Kokon die Raupe.

Verzweifelt schlug sie um sich. Ihre kleinen Hände wühlten sich in die Maschen, ohne sie jedoch zerreißen zu können. Ihre zerbrechlichen Flügel hatten sich ebenfalls dermaßen verfangen, daß an eine Bewegung oder gar Wegfliegen nicht mehr zu denken war.

Es war ein Reiter mit dem A auf der Brust, der das Netz geworfen hatte und es festhielt. Hand über Hand holte er es ein und zerrte sein

Opfer zu sich heran.
Die kleine Fee war chancenlos. Zwar schaffte sie es, sich auf den Rücken zu drehen, das allerdings half ihr auch nichts. Zu stark hatte sich das Netz bereits um ihren Körper gelegt. Mit ihm zusammen schwebte sie der dunkelgrünen Fläche des kleinen Sees entgegen, dessen Wasser an seinen freien Stellen auf sie wie ein dunkler Spiegel wirkte, in dem sie eintauchen und ihr Leben verlieren würde.
Die Horror-Reiter ließen sich Zeit. Auch das kam Perlhaut bereits wie eine Folter vor. Sie freuten sich wahrscheinlich über ihre verzweifelten Bewegungen, durch deren Hilfe sie sich trotzdem nicht befreien konnte.
Am meisten machte sie sich wegen ihrer Flügel Sorgen. Sie hoffte nur, daß sie nicht zerbrachen. Wenn das geschah, war ihr auch der letzte Weg zur Flucht versperrt.
Aber sie hörte bereits das leise Knacken und Knirschen. Ein Geräusch, daß ihr schreckliche Angst einjagte. Als der linke Flügel an der Ecke brach, da spürte auch sie den Schmerz, der wie ein Reißen durch ihren Oberkörper zuckte.
Jetzt war es vorbei…
In diesem Augenblick sank sie auf die düster-grüne Wasserfläche.
Automatisch führte sie Schwimmbewegungen durch, was mehr einem Zappeln glich. Sie hätte es nicht nötig gehabt, denn das Netz blieb an der Oberfläche, weil sein Besitzer es derart anzog.
Dann zog er es noch weiter ein und schleifte es über die Wasserfläche auf sich zu.
Es verhakte sich noch in den Blättern und Blüten, schleifte auch schleimartigen Tang mit, der den nackten Körper der Fee wie eine Schicht bedeckte.
Sie geriet in die Uferregion, wo das Gras zusammen mit dem Schilf aus dem Wasser wuchs.
Hier brachen die Flügel weiter. In Fetzen hingen sie herab, das war alles.
Der Horror-Reiter holte sie ein.
Die anderen drei waren bereits an seine Seite geritten und schauten zu. Hinter den offenen Visieren wirkten die gelblichen Knochengesichter wie hineingedrückt.
Sie besaßen leere Augenhöhlen, dennoch glaubte die Fee daran, daß sie ausgezeichnet sehen konnten.
Der Reiter zerrte sie hoch wie ein Angler die Beute. Er legte sie quer vor sich und preßte sie mit einer Hand auf seine vom schwarzen Metall der Rüstung bedeckten Oberschenkel.
Keiner von ihnen redete mit Perlhaut. Trotzdem glaubte die Fee, sie verstehen zu können.
Aus ihren Bewegungen sprach der Tod.

In dem Netz gefangen, lag sie auf dem Pferd.
Eine Hand hielt sie, dann hob der Horror-Reiter die zweite. Riesig tauchte die Klaue vor dem Gesicht der kleinen Fee auf, das sich in wilder Todesangst verzerrte.
Sie hörte nicht viel.
Noch ein Knacken irgendwo, dann war es vorbei.
Der Horror-Reiter aber befreite die Fee aus dem Netz und schleuderte sie in den See.
Zuletzt sanken die zerstörten Flügel der Oberfläche entgegen. Sie sahen aus wie dünne Glassplitter, die der Wind davontrug, um auch die letzte Erinnerung daran zu löschen.
Perlhaut war längst im Wasser verschwunden. Nur ein paar kreisende Wellen zeigten an, wo ihr Körper in den See eingetaucht war.

***

Falle oder nicht?
Ich konnte nur raten und holte tief Luft, obwohl das kaum etwas brachte, denn eine derartige Schwüle hatte selten über der Insel gelegen. Allmählich begann der Sommer fürchterlich zu werden.
Darauf nahmen Dämonen keine Rücksicht, und da wir uns nach ihnen richten mußten, konnten auch wir uns nicht irgendwo in den Keller legen, wo es kälter war.
Ich war die letzten Yards durch dichtes Unterholz gelaufen. In meinem verschwitzten Gesicht klebten Spinnweben oder hingen kleine Insekten fest.
Brombeergebüsch hatte an meiner Kleidung gezerrt, aber glücklicherweise nichts zerrissen.
Jetzt sah ich die Hütte.
Sie gehörte nicht zu den neuesten, stand schief im Gelände, mit einem Dach versehen, das aussah, als würde es jeden Augenblick zu Boden rutschen.
Die Hütte stand einsam. Wahrscheinlich gehörte sie einem Förster, der sie bei schlechtem Wetter als Unterschlupf benötigte. Ich aber sollte dort von jemandem erwartet werden.
Wer das war, wußte ich nicht. Man hatte mir nur geraten, so rasch wie möglich zu erscheinen, sonst würde jemand sterben, an den ich mich sehr gewöhnt hatte.
Und dieser Jemand war Suko!
Daß man ausgerechnet ihn erwischt hatte, gefiel mir überhaupt nicht, denn es zeugte davon, wie gefährlich meine noch unbekannten Feinde waren.
So leicht war der Inspektor nämlich nicht zu kidnappen. Der gehörte zu den Menschen, die immer auf der Hut waren und sich auch an der Rückseite des Kopfes Augen wünschten.

Obwohl ich die Warnung genau verstanden und mich zudem beeilt hatte, war ich sehr vorsichtig, als ich mich der Hütte näherte.

Nur nichts überstürzen und den anderen die Chance geben, etwas zu unternehmen. Auf Fallen war ich immer eingestellt.

Die Eingangstür lag nicht vor mir. Wahrscheinlich befand sie sich an der Schmalseite, wo Holz aufgeschichtet worden war.

Dafür sah ich die Fenster.

Blasse, viereckige Flecken in der hölzernen Wand, gegen die kein Mondlicht fiel, denn der blasse Erdtrabant verstreute sein Licht woanders und ließ die Hütte aus.

Düstere Schatten bedeckten den Wald. Der Boden war feucht, an einigen Stellen dampfte er, doch es waren nur Nebelschleier, die träge in die Höhe krochen.

Ich schaute mich noch einmal um, dann überwand ich mit lautlosen Schritten die Distanz und ging neben einem der beiden Fenster rasch in die Hocke.

So wartete ich ab.

In den folgenden Sekunden passierte nichts. Ich ließ gut eine halbe Minute verstreichen, bevor ich mich aufrichtete, um durch die Scheibe peilen zu können.

In der Hütte selbst war es finster.

Das änderte sich, denn kaum schielte ich hinein, da drehte eine Hand das Licht einer Öllampe so hoch, daß sie fast bis in jede Ecke des Raumes leuchtete.

Ja, ich sah Suko, und ich wurde blaß, als ich erkannte, was mit ihm gemacht worden war.

Gleichzeitig sprach mich jemand an. Die Stimme war nur mehr ein Flüstern und in meinem Rücken erklungen. »Sei froh, daß du so pünktlich erschienen bist, sonst wäre er schon tot…«

***

Suko schalt sich einen Narren, eine Idioten, einen Hornochsen, ach, es gab überhaupt nicht so viele Schimpfwörter, die auf ihn gepaßt hätten. Es war einfach schlimm.

Wie ein Anfänger war er ihnen in die Falle getappt. Sie hatten ihn aus dem Haus gelockt, in der Tiefgarage mit irgendeinem Zeug betäubt, dann war für ihn die Sache vorbei gewesen.

Dabei hatte er sie nicht einmal richtig gesehen. Nur mehr Schatten, irgendwie grau und kaum vorhanden.

Ein Traum jedenfalls war es nicht gewesen, denn als Suko erwachte, lag er gefesselt auf einer Pritsche und über ihm, direkt unter der Decke, hing ein Gegenstand, der ihm zunächst an einen Eiszapfen erinnerte, bis Suko daran dachte, daß sich in einem so schwülen Sommer kein Eis halfen konnte, er genauer hinschaute, in seinem Kopf

auch wieder klarer geworden war und schließlich feststellte, um was es sich bei dem »Eiszapfen« tatsächlich handelte.

Es war ein Messer!

Schon fast die Hälfte einer Lanze in seiner Länge einnehmend.

Und die Spitze wies haargenau auf ihn, auf seine Brust. An welch einer Konstruktion das Messer befestigt war, konnte Suko nicht erkennen, denn ein genau eingestellter Lichtschein traf nur die Klinge.

Befreiungsversuche hatte der Inspektor längst aufgegeben. Die dünnen Bänder umschnürten seinen Körper dermaßen hart, daß sie ihn schon an Stahlseile erinnerten, die tief durch die Kleidung drangen und in die Haut drückten.

Nachdem der erste Schreck verflogen war, hatte er gewartet. Irgend etwas mußte sich ja tun. Jemand mußte ihn hergeschafft haben, und dieser Jemand besaß bestimmt ein Motiv.

Wenn Suko sich sein Gefängnis so anschaute, erinnerte es ihn sehr an das Innere einer Blockhütte, und diese Häuser standen zumeist an einsamen Stellen in irgendwelchen noch einsam gelegenen Wäldern. Eine Chance, daß jemand vorbeikam und ihn befreite, war so gut wie nicht vorhanden. Also mußte er warten.

Er hatte nachgerechnet. Am späten Nachmittag oder am frühen Abend hatten sie ihn erwischt und fortgeschafft. Jetzt lag er in der Hütte, konnte, wenn er zur Seite schielte, auch die Fenster erkennen, sah aber kein Licht hinter den Scheiben.

Es war dunkel…

Suko ging davon aus, daß sich die Nacht bereits über das Land gesenkt hatte. Wie lange man ihn gefangen halten wollte, lag in der Hand seiner unbekannten Kidnapper.

Natürlich hatte er sich den Kopf darüber zerbrochen, wer ihn da geholt haben könnte. Zu einem Resultat war er nicht gekommen, denn es gab zudem Hunderte von Möglichkeiten. Feinde oder Todfeinde hatte er jede Menge. Die Entführung stieß ihm auch deshalb bitter auf, weil er gesehen hatte, wie einfach es letztendlich war, an ihn heranzukommen. Man brauchte nur die entsprechende Gelegenheit abzuwarten.

Der Kopf schmerzte ihm nicht. Dafür tat das Zeug, das er eingeatmet hatte, seinem Magen nicht gut. Ihm war nicht gerade übel, aber auch nicht wohl. Ab und zu hatte er das Gefühl, sich übergeben zu müssen, doch es hielt sich in Grenzen.

Nach einer Weile kam es ihm in den Sinn, daß er nicht allein in der Hütte war.

Suko sah zwar keinen, aber sein Gefühl meldete sich. Der Körper glich da einem Sensor, der fremde Strömungen durchaus aufnehmen und weiterleiten konnte.

Jemand war noch bei ihm…

Suko schaffte es nicht, die Dunkelheit mit seinen Blicken zu durchdringen. Nur das verdammte Blitzen der Klinge über seinem Kopf, das nahm er wahr.

Sie bewegte sich nicht, stand starr wie ein Glotzauge. Suko glaubte allerdings, eine Konstruktion zu erkennen, die es ermöglichte, daß die Klinge ihren Weg nach unten nahm und ihn durchbohrte.

Keine günstige Aussicht…

Doch wer befand sich im Raum? Und wo hielt sich der Unbekannte verborgen?

Verstecke gab es genug. Besonders in den Ecken, wo überhaupt kein Licht hinfiel und sich nicht einmal die Vierecke der Fenster in der Wand abmalten.

Da war nichts zu sehen, nicht einmal etwas zu ahnen. Dennoch wollte Suko nicht glauben, daß er einem Irrtum unterlag. Irgend etwas hatte sich in seiner Nähe festgesetzt und belauerte ihn.

Starr blieb er liegen und versuchte auch nicht, sich aus den dünnen Stricken zu drehen. Sie waren zu hart gespannt und liefen um seinen Körper sowie um das Holzgestell herum, an das er festgebunden war.

Oft genug hielt Suko den Atem an, um in die Stille hineinzulauschen. Wenn er belauert wurde, dann von einer Person, die ebenfalls nicht zu atmen brauchte. Der Inspektor besaß ein ausgezeichnetes Gehör. Ihm wäre aufgefallen, wenn jemand geatmet hätte.

Aber da war nichts, nur dieses verfluchte Gefühl, nicht allein zu sein.

Manchmal merkte er die Gänsehaut auf seinem Rücken. Er konnte sich einfach nicht damit anfreunden, gefesselt zu sein, untätig dazuliegen und darauf zu warten, daß endlich etwas geschah.

Und es passierte etwas.

Zwar ließ sich noch immer keiner sehen, doch Suko sah es über sich, denn die Lichtquelle veränderte sich. Der Reflex auf der ansonsten ruhigen Messerklinge wanderte der Spitze entgegen, als wollte er nach unten fallen und Suko durchbohren.

Ihm war klar, daß nicht das Messer bewegt worden war, sondern die Lichtquelle, die irgendwo hinter ihm lag und als dünner Strahl gegen die Klinge stach.

Suko hielt den Atem an. Er wußte genau, daß sich etwas ereignen würde. Grundlos hatte der Unbekannte die Quelle nicht verändert.

Noch wartete Suko…

Dann hörte er die Schritte. Der Reflex lag wieder ruhig auf der Klinge, aber die Schritte blieben.

Schleichend und schlurfend näherten sie sich seiner Liegestatt.

Er hörte sie in seinem Rücken, verdrehte die Augen und versuchte verzweifelt zu erkennen, wer sich ihm da näherte.

Er sah nichts, selbst ein Schatten wanderte nicht über die rauhen Holzdielen.

Die Schritte aber blieben, und sie verstummten, ohne das Suko den Unbekannten zu Gesicht bekommen hätte.

Abermals verstrich Zeit…

Der Inspektor konnte sich nicht vorstellen, daß der Unbekannte nur mit seinen Nerven spielte. Zudem hatte man ihn nicht grundlos gefangen, man wollte etwas von ihm.

Bevor er sprach, mußte er sich die Kehle freiräuspern. »He, Mister Unbekannt. Bisher war ja wohl alles Spaß, obgleich mir das Messer da oben nicht gefällt, zu dem ich dauernd hochschielen muß. Könnten Sie mir endlich sagen, was das alles soll?«

»Abwarten.«

Mehr sagte der Unsichtbare nicht, und Suko lauschte dem Klang seiner Stimme nach. Er zermarterte sich den Kopf, ob er sie schon einmal gehört hatte, ließ zahlreiche Personen vor seinem geistigen Auge Revue passieren, ohne allerdings eine Antwort zu finden.

Nein, die Stimme war ihm nicht bekannt vorgekommen. Er ordnete sie zudem als flach ein und ohne jegliche Modulation. Als hätte jemand einen Automaten eingeschaltet, damit der redete.

»Darf ich trotzdem Fragen stellen?« erkundigte sich Suko.

»Noch«, erklang die Stimme aus der Dunkelheit.

»Danke.« Suko lachte leise und räusperte sich. »Weshalb hält man mich hier gefangen, Mister Unbekannt? Ich habe kein Geld, meinen Wagen habe ich bei einem Preisausschreiben gewonnen, und auch sonst bin ich ein armer Mensch.«

»Das wissen wir.«

»Wie schön. Dann sagen Sie mir doch bitte, aus welch einem Grund Sie mich festhalten. Ich schlafe nämlich in meinem Bett viel besser.«

»Das kann ich mir denken. Vielleicht wird es auch ein ewiger Schlaf für Sie. Es kommt darauf an.«

»Worauf?«

»Nun ja, wie dein Freund reagiert.« Der Mann im Schatten war in einen vertraulichen Tonfall gefallen.

»Welcher?«

»Sinclair.«

»Tatsächlich? Haben Sie ihn auch…?«

»Nein, er wird freiwillig herkommen, um zu sehen, was mit seinem Kollegen geschehen ist.«

»Okay, und wenn er mich sieht?«

»Bekommt er unsere Bedingungen mitgeteilt. Akzeptiert er sie, behältst du dein Leben.«

»Das habe ich mir gedacht. Gesetzt den Fall, er akzeptiert sie nicht, dann wird die Klinge wohl nicht mehr so ruhig an der Decke hängenbleiben.«

»Darauf kannst du dich verlassen. Aber nicht nur dann. Wenn ich

unser Gespräch als beendet ansehe, werde ich dafür sorgen, daß die Klinge sich allmählich senkt. Sollte Sinclair nicht bis zu einem bestimmten Zeitpunkt hier erschienen sein, wird das Messer durch deine Brust fahren und dich auf diesem Lager festnageln. So einfach ist das.«

»Ja!« Suko lachte. »So einfach ist das also. Wie hat er denn reagiert, als er von meiner Lage erfuhr. Oder haben Sie ihn überhaupt nicht erreicht?«

»Das schon.«

»Na und?«

»Wollen Sie sich nicht etwas von der Überraschung lassen, Sir?« In der als Frage gestellten Antwort steckte viel Spott. Sekunden später hörte Suko, wie sich der Sprecher, von dem er bisher nicht einmal eine Fußspitze gesehen hatte, wieder zurückzog.

Suko lauschte den Schritten. Schon nach kurzer Zeit verstummten sie. Dafür vernahm er ein anderes Geräusch. Es war zu vergleichen mit einem Knacken, das entsteht, wenn jemand ein Rad drehte und damit etwas in Gang setzt.

Suko dachte an das Messer über sich und schielte in die Höhe. Der Kerl hatte davon gesprochen, daß es sich senken würde.

Das tat es auch.

Den Ruck bekam Suko nicht mit, er sah wohl, wie der Reflex anfing zu wandern.

Plötzlich hielt er den Atem an. Diese Konstruktion konnte sich nur ein Satan ausgedacht haben. Suko erkannte jetzt auch, daß es sich bei dieser Waffe nicht um ein normales Messer handelte, sondern um eine schwertähnliche Lanze, die von ihrem Gewicht her genügend Druck bekam, um in seine Brust zu dringen und sie zu durchbohren.

Das war hinterhältig…

Die Waffe glitt nicht kontinuierlich nach unten, sondern in gewissen Intervallen. Suko versuchte mitzuzählen. Wenn er richtig gerechnet hatte, betrug die Spanne ungefähr fünf Minuten.

Und die Entfernung zur Decke?

Mehr als zwei Yards waren es nicht. Bei jeder Umdrehung sackte die Mischung aus Messer, Schwert und Lanze um einiges tiefer.

Suko konnte sich ausrechnen, wann ihn die Spitze der Waffe berührte und sich auf seiner Brust festsetzte.

Länger als eine halbe Stunde würde es nicht dauern, das stand für ihn fest.

Und danach?

Da konnte er nur auf seinen Freund John Sinclair hoffen…

Dessen Hoffnung gar nicht so gut aussah, denn ich spürte etwas Kaltes an der Nackenhaut, das sich anfühlte wie eine schrägangesetzte Messerklinge.

Dennoch blieb ich gelassen und fragte: »Darf ich noch einmal schauen? Ich möchte mich nur vergewissern, ob ich mich nicht geirrt habe.«

»Ja, das kannst du!« erlaubte mir der Unbekannte. »Aber sei vorsichtig und nicht zu lange. Es geht von der Zeit deines Freundes ab, Sinclair.«

»Mach' ich doch glatt.« Es blieb weiterhin der Druck dieser Messerklinge oder was immer es für eine Waffe auch sein mochte. Nachdem mir ein Schauer über den Rücken gelaufen war, hatte ich mein Gesicht so nahe an die Scheibe herangebracht, daß ich in die Hütte schauen konnte.

Auch beim ersten Hinsehen, war ich keiner Täuschung erlegen.

Auf der schmalen Holzpritsche lag tatsächlich Suko. Man hatte ihn gefesselt, die Stricke umliefen seinen Körper wie dünne Seile aus Stahl. So wie er gebunden war, konnte er kaum den Kopf anheben, weil eine dieser dünnen Fesseln fast seinen Hals berührte.

Dieser Zustand war für mich zweitrangig. Als viel schlimmer betrachtete ich etwas anderes. Über den Inspektor schwebte dieses verdammte Schwert, das sich in gewissen Abständen mit einem Ruck nach unten bewegte und auch jetzt wieder ein Stück tiefer fiel, so daß sich die Spitze nicht mehr weit von Sukos Brust entfernt befand. Die Distanz war mit der Länge eines Unterarms zu vergleichen.

Zwei Intervalle weiter, und Suko wurde von der Klinge durchbohrt.

Auf meiner Stirn hatte schon zuvor der feine Schweißfilm gelegen.

Jetzt verstärkte er sich noch. Ob Suko mich überhaupt wahrgenommen hatte, wußte ich nicht, jedenfalls hatte ich genug gesehen. Mir war klargemacht worden, daß die andere Seite nicht bluffte.

Aber wer war diese Seite? Welcher Gegner besaß die Kraft, Suko und mich außer Gefecht zu setzen oder für seine Ziele einzuspannen. Ohne Überheblich zu sein, einige Erfolge hatten wir uns schon an die Fahnen heften können.

Der Unbekannte hörte mich atmen. »Na, Sinclair? Bluff oder kein Bluff? Wie sieht es aus?«

»Ihr habt ihn.«

»Sicher, und wir werden ihn auch behalten, er wird auch sterben, falls du nicht tust, was wir von dir verlangen.«

»Wer seid ihr?«

»Das wirst du schon früh genug erkennen können. Du bist also im Prinzip bereit, in den Fall einzusteigen?« Die Frage hatte er lauernd gestellt, auch unter dem Druck des Messers, das über meine Nackenhaut schabte.

Mir blieb gar nichts anderes übrig, als in seinem Sinne zu antworten. »Ja, ich werde sehen, was sich machen läßt. Doch es gibt Dinge, zu

denen lasse ich mich nicht zwingen. Ich übertrete keine Gesetze, das heißt, ich werde für euch nicht töten.«

Das hätte ich lieber nicht sagen sollen, denn der Druck verstärkte sich. Zum erstenmal spürte ich den zuckenden Schmerz, als der scharfe Gegenstand mein Fleisch einschnitt. »Das tut mir leid für dich, und deinen Freund. Dann werdet ihr beide…«

»Laß mich ausreden!«

Der Unbekannte lachte. »Doch noch einen Rückzieher, Sinclair?«

»Nicht direkt. Es kommt alles darauf an, was ich für euch tun soll.«

»Es fällt in deinen Aufgabenbereich. Ich kann dir nur soviel sagen, du wirst begeistert sein, du wirst jubeln, und du mußt immer daran denken, daß wir dich nicht grundlos ausgesucht haben. Wir sind keine Unmenschen, auch wenn du es vermutest. Wir wollen nur etwas Bestimmtes erreichen.«

»Und weshalb habt ihr Suko gefangengenommen?«

»Um Druck auf dich auszuüben. Wir waren uns nicht sicher, ob du unseren Bitten gefolgt wärst, Sinclair.«

»Bestimmt, wenn es in mein Gebiet fällt.« Ich konzentrierte mich auf den feinen Blutstreifen, der meinen Nacken hinabglitt und im Hemdkragen versickerte.

»Wir wollten sichergehen.« Der Unbekannte wechselte das Thema.

»Du mußt dich entscheiden, Sinclair, erst dann stellt mein Freund den Mechanismus des Messers ab. Noch drei weitere Intervalle, und das Schwert dringt in die Brust deines Freundes. Würdest du mit dem Gedanken weiterleben können, schuld am Tod deines besten Freundes zu sein?«

»Nein.«

»Dann muß deine Entscheidung feststehen.«

Ja, sie stand fest. Ich würde auf die Bedingungen des Unbekannten eingehen. Er hatte recht. Wenn Suko tatsächlich durch meine Sturheit sein Leben verlieren würde, wäre ich wohl durchgedreht.

»Nun?«

»Okay, ich nehme an.«

Daß er zufrieden war, merkte ich nicht. Kein tiefes Ausatmen oder zustimmendes Wort. Ich spürte nur, wie der Druck in meinem Nacken verschwand und atmete zunächst tief durch. Ein leichter Schwindelanfall hatte mich überkommen, den ich allerdings ausglich, als ich mich an der Hauswand abstützte.

»Kann ich mich umdrehen?«

»Sicher – aber Vorsicht!«

»Keine Sorge, ich werde schon nicht durchdrehen.« Ich war tatsächlich gespannt, was auf mich zukommen würde und wer uns da die Falle gestellt hatte.

Die Hütte und ihre Umgebung war in tiefe Dunkelheit getaucht.

Blaue Schatten, vermischt mit einem tiefen Grau wechselten sich ab. Es hoben sich nur schwer die Konturen, auch die eines Menschen.

Der Unbekannte stand nicht weit von mir entfernt. Er starrte mich an. Ich suchte sein Gesicht, das sich heller als der übrige Körper abzeichnen mußte und fand es nicht.

Körper und Gesicht waren eins, sie gingen praktisch ineinander über, was mich doch irritierte.

War es ein sprechender Schatten?

Nein, ich erkannte an der Bewegung, daß der Unbekannte einen kleinen Schritt auf mich zuging, dann stehenblieb und fragte: »Erkennst du mich nicht?«

»Sorry, nein…«

»Es ist lange her, daß wir etwas voneinander hörten, aber du hast unsere Bekanntschaft einige Male gemacht. Wir gehören zu den wichtigen Personen, und ich werde dir einen Begriff nennen. Erinnere dich an ein Land, in dem alles so anders ist, an ein kleines Paradies.«

»Aibon?«

»Genau. Und wer sind Aibons Hüter?«

Meine Antwort erfolgte spontan. »Die Männer in Grau. Die Hüter des Landes Aibon.«

»Stimmt, Sinclair, stimmt genau!«

***

Nein, ich war nicht wie vor den Kopf geschlagen, obwohl es mich überrascht hatte. Es stimmte, ich hatte wirklich einige Zeit nichts von den Männern in Grau gehört, sie waren verschwunden gewesen, untergetaucht. In Aibon hatte sich einiges getan, ich selbst war in manches Abenteuer verwickelt worden, ohne daß mir die Männer in Grau über den Weg gelaufen wären. Auf einmal jedoch erschienen sie, und sie wollten etwas von mir. Wie Suko und ich zu ihnen standen, war nicht einfach zu beantworten. Wir betrachteten sie nicht als unsere Freunde, aber als direkte Feinde können wir sie auch nicht ansehen.

In gewisser Weise respektierten wir uns. Daß die Männer in Grau, die eigentlich sehr mächtig waren, jetzt eingegriffen hatten und mich um Hilfe baten, mußte gute Gründe haben. Möglicherweise schwebte über dem Paradies der Druiden eine große Gefahr, die so einfach nicht aus der Welt zu schaffen war.

»Damit hast du nicht gerechnet – oder?«

»Nein.«

»Wir wußten es. Lange Zeit haben wir uns zurückgehalten, aber es gibt Momente, wo man sich wieder an seine eigentlichen Aufgaben erinnern soll. Ein solcher Augenblick ist gekommen.«

»Ihr seid die Hüter des Landes. Ihr sollt dafür sorgen, daß ihm keine

Gefahr droht. Ich kann mich daran erinnern, daß es euch dank besonderer Waffen gelang, Gegner zu vernichten. Ich denke da an eure Steine, die die Kraft besaßen, Menschen zu Staub werden zu lassen. Wenn ich das alles in Erwägung ziehe, wundert es mich, daß ihr gekommen seid, um euch meiner Hilfe zu versichern.«

»Ich wußte, daß du so denkst, Sinclair. Manchmal jedoch gibt es Situationen, die sich derart zuspitzen, daß selbst wir Gefahr laufen, den Überblick und auch die Kontrolle zu verlieren.«

»Was heißt das im einzelnen?«

»Das will ich dir sagen. In Aibon sterben die Feen und die Elfen. Sie werden gejagt und getötet. Man fängt mit dem schwächsten Glied in der Kette an, dann geht man weiter und wird bald soweit sein, um Aibon zu übernehmen.«

»Welches Aibon?« Ich hatte die Frage nicht grundlos gestellt, denn es gab in diesem Land nicht nur das Paradies, sondern auch die andere Seite, in der die Kräfte der verbrecherischen Druidenmächte herrschten, also das Gegenteil von einem Paradies.

»Ich rede vom grünen Aibon, nicht von der verbrannten Erde, denn dort hält man sich zurück.«

»Dann ist der Gegner nicht Guywano, der große Druidenfürst?«

»Nein.«

»Wer dann?«

Der Mann in Grau lachte leise. »Ich weiß, daß du voller Spannung auf die Nennung wartest. Du müßtest es eigentlich wissen, denn, du solltest dich an einen Fall erinnern, der noch nicht so lange zurückliegt, wo die Magie des Landes Aibon in diese Welt eingriff und dein Freund Bill Conolly durch das Sigill der Feuerhexe Alva gewarnt worden ist, aber nicht verhindern konnte, daß Barbaren, von Aibon kommend, in London einfielen und ihr sie nur mühsam stoppen konntet. Wir haben alles beobachtet und freuten uns, daß die Barbaren zurückgeschlagen werden konnten. Du erinnerst dich sicher, John Sinclair?«

Und ob ich mich daran erinnerte. Dieser Fall war furchtbar gewesen und hätte mich um ein Haar das Leben gekostet.[1] Da hatte eine Hexe mit den Barbaren zusammengearbeitet und sogar versucht, Bill Conolly auf ihre Seite zu ziehen.

»Wie könnte ich das vergessen? Wie ich mich erinnere, ist der Anführer durch meinen Bumerang ums Leben gekommen.«

»Stimmt.«

»Haben sie sich wieder versammelt?«

»Nein, aber du wirst deinen Bumerang trotzdem mitnehmen, wenn du für uns in den Kampf gehst.«

»Okay, wer ist es nun?«

Der Mann in Grau lachte leise. »Ich möchte noch einmal auf den

alten Fall zurückkommen. Nicht allein die Barbaren haben versucht, Einfluß zu gewinnen, es gab noch eine Partei, der dies fast gelungen wäre, die grausam und eiskalt war, die…«

»Das ist nicht bewiesen.« Ich wußte plötzlich, von welch einem Gegner er sprach.

»Aber jetzt sind sie dabei. Sie haben abgewartet, und sie sind, das gebe ich zu, stärker als wir. Vier Todfeinde, vier Ausgeburten des Schreckens…«

»AEBA, die Horror-Reiter.«

»So ist es.«

Wohl war mir nicht, wenn ich daran dachte. Die vier Boten der Apokalypse gehörten zu unseren ältesten Feinden. Sie waren schlimm, sie waren blutrünstig, grausam und standen im Dienst der vier Erzdämonen, obgleich andere dämonische Kräfte versuchten, sie von ihnen wegzulotsen. Ich mußte dabei an Baphomet denken, dem Dämon, dem die verräterischen Templer hinterherliefen. Es hatte Hinweise darauf gegeben, daß sich die Horror-Reiter auf ihre Seite schlugen.

»Du wirst sie stoppen«, sagte der Mann in Grau.

»Weshalb gerade ich?«

»Ganz einfach, weil du derjenige bist, der die entsprechenden Waffen und auch den richtigen Hintergrund hat.«

»Danke für das Kompliment, aber an den Horror-Reitern bin auch ich gescheitert.«

»Das könnte sich ändern, Sinclair. Du hast in der letzten Zeit einige Erfahrungen gesammelt. Wir wissen, daß auf deinem Kreuz wieder sämtliche Zeichen vorhanden sind, um es mächtig zu machen. Du hast erfahren, wer der Seher ist…«

»Ihr seid gut informiert.«

»Natürlich, das gehört dazu. Die Horror-Reiter sind in Aibon eingefallen, und es gibt praktisch nur eine Person, die dem Grauen ein Ende bereiten kann: du, Sinclair. Du wirst dabei von der Magie des Landes profitieren, du kannst dich auf seine helfenden und heilenden Kräfte verlassen, sogar auf die der Toten, denn die Horror-Reiter haben zuletzt Perlhaut getötet.«

»Wen bitte?« dehnte ich.

»Eine wunderschöne Fee. Wegen ihrer matt glänzenden Haut trug sie diesen außergewöhnlichen Namen.«

»Ach so.« Der Begriff Aibon war mit immer neuen Überraschungen verbunden. So brauchte ich mich über einen Namen Perlhaut nicht zu wundern. Dort lief eben alles anders ab, und manchmal fühlte man sich in shakespearsche Bühnenstücke versetzt, wobei man Aibon, wenn man bei dem Vergleich blieb, als Mittelding zwischen »Ein Sommernachtstraum« und »Hamlet« bezeichnen konnte.

»Und sie mußte sterben. Die Horror-Reiter haben sie erwischt, als sie sich auf einem Warnflug befand. Man tötete Perlhaut brutal, aber man kannte sie nicht richtig.«

»Was war mit ihr?«

»Es ist wahrscheinlich, John Sinclair, daß sie dir zur Seite stehen wird, obwohl sie nicht mehr lebt.«

Ich lächelte vor meiner Frage. »Vielleicht als Geist?«

»Das mußt du herausfinden.«

»Bisher hatte ich mich auf andere Helfer verlassen können. Ich denke da an den roten Rayn oder die Trooping Fairies. Auch Miriam di Carlo, die damals, als die Angst über London…«

»Keine Sorge, die alle sind noch vorhanden, aber sie kommen gegen AEBA nicht an, weil sie eben Unterstützung benötigen, die du ihnen geben wirst. Jage die Horror-Reiter, vernichte sie, dann wirst du auch deinen Freund wieder in die Arme schließen können.«

»Nur dann?«

»Ja.«

Ich schüttelte den Kopf. »Diese Bedingungen gefallen mir nicht. Es ist nicht sicher, ob ich die Horror-Reiter vertreiben kann. Sie haben eine starke Unterstützung. Bisher konnte ich es nicht schaffen und weiß deshalb nicht, ob es mir ausgerechnet in dem Land zwischen Himmel und Hölle gelingt. Ich kann nichts versprechen.«

»Tu dein Bestes, Sinclair. Dein Kreuz ist wieder erstarkt. Es hat Luzifer widerstanden. Du weißt einiges, deshalb vertrauen wir dir. Wir sind sicher, daß du unser Vertrauen nicht mißbrauchen wirst. Alles andere überlassen wir dir und dieser Waffe hier.« Er bewegte sich und holte meinen Bumerang hervor.

»Woher hast du ihn?«

Der Mann in Grau hob die Schultern. »Sag ehrlich – gibt es Grenzen für uns?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Nein, wir sind einfach grenzenlos, Sinclair, das mußt du dir immer hinter die Ohren schreiben. Ohne Grenzen.«

Ich nahm die Waffe entgegen und steckte sie ein. Sie drückte im Gürtel, aber das war egal. Sie war geformt worden, als ich den Schwarzen Tod vernichtete, an dessen Seite damals die vier Horror-Reiter gekämpft hatten. Aus den letzten Seiten des Buchs der grausamen Träume hatte sie sich geformt, und sie war mir oft genug ein guter Helfer gewesen.

»Köpfe sie!« flüsterte der Mann in Grau. »Schlage ihnen der Reihe nach die Knochenschädel ab.«

Ich lächelte sparsam und wußte nicht einmal, ob der Mann in Grau das überhaupt sah. »Du weißt, daß ich nichts, aber auch gar nichts dagegen habe. Nur komme ich mir bei den Horror-Reitern manchmal

vor, als würde ich gegen eine Wand kämpfen. Sie sind sehr mächtig, das brauche ich dir wohl nicht zu sagen.«

»Stimmt.«

»Werde ich euch auch dort finden?«

Er winkte mit beiden Händen ab. »Möglich ist alles, mein Freund. Möglich ist wirklich alles. Wir sind nur die Hüter, du mußt dich zunächst an andere halten.«

»Wie komme ich nach Aibon?«

»Ist das ein Problem für uns?«

»Nein, das war es nie.« Ich deutete auf die Blockhütte. »Irgendwo hast du recht, ich habe im Laufe der Jahre eine gewisse Stärke erreicht. Solltet ihr mich hintergehen und euch an meinem Freund Suko gütlich halten, bekommt ihr die Stärke zu spüren. Ich kann mir vorstellen, daß mein Bumerang auch euch töten kann.«

»Du wirst diesen Versuch niemals zu führen brauchen.«

»Da wäre ich mir an deiner Stelle nicht so sicher«, erwiderte ich skeptisch.

Er winkte mir zu. »Komm her. Du darfst keine Zeit mehr verlieren.«

»Bitte.«

Ich ging die ersten beiden Schritte und spürte noch den normalen Boden unter meinen Füßen.

Wie mir bekannt war, hielt sich Aibon Menschen gegenüber geschlossen. Es war ein Land, in dem Märchen und Legenden geboren wurden, ein Reich zwischen Himmel und Hölle, entstanden am Beginn der Zeiten und von manchen auch als Fegefeuer angesehen.

Viele Begriffe gab es für Aibon, keiner traf richtig zu.

Bestimmten Personen gegenüber hatte es sich geöffnet. Vor einiger Zeit noch war es so gewesen, daß derjenige, dem es gelang, nach Aibon hineinzukommen, nicht wieder zurückkehren konnte, sondern für immer dort gefangen blieb.

Ich ging weiter.

Der Mann in Grau winkte. Ich sah seine Gestalt, die bei meinem nächsten Schritt zerfloß, als wäre sie an verschiedenen Enden auseinandergerissen worden.

Der Mann in Grau war noch da und dann weg. Ich aber trat hinein in ein magisches Loch und somit in eine Welt, die zwischen den Zeiten lag und mit Worten kaum erklärt werden konnte.

Eben Aibon…

***

Suko besaß ein feines Gehör. In der Stille des Raumes hatte er sich gut konzentrieren können. Ihm war nicht entgangen, daß vor der Hütte zwei Personen standen, die miteinander redeten.

Die Stimme des einen Mannes kannte er. Sie gehörte seinem besten

Freund: John Sinclair.
Wer der zweite war, wußte er nicht. Der gehörte sicherlich zu den Personen, die ihn bewachten und die sich ihm bisher nicht gezeigt hatten.
Das änderte sich in den folgenden Sekunden. Kaum waren die Stimmen draußen verklungen, da drang Türknarren an seine Ohren.
Suko konnte nach links zur Tür hin schauen und entdeckte dort eine Gestalt, die in die Hütte hineinschritt. Suko hatte sie noch immer nicht erkennen können, aber er hörte, wie sie mit einer anderen Person flüsterte, und zwar so leise, daß Suko die Worte nicht verstand.
Das ärgerte ihn. »He, Freunde der Folter, darf ich mal fragen, was hier läuft?«
»Noch nicht.«
»Danke.« Er hatte seine alte Sicherheit wiedergefunden. Wenn er auf die nach unten weisende Schwertspitze schaute, gefiel es ihm gar nicht, daß sie nur so kurz von ihm entfernt war und jeden Augenblick tiefer rutschen konnte.
Aber das Intervall war längst überschritten. Sie glitt nicht mehr weiter.
Daß die zweite Person die Hütte betreten hatte, ließ den Funken der Hoffnung in ihm aufglimmen. Auch Johns Anwesenheit hatte dazu gezählt, aber er schien nicht mehr in der Nähe zu sein. Jedenfalls hörte Suko nichts von ihm.
Bisher waren ihm nur zwei Gegner aufgefallen. Sollten sie beide tatsächlich nur allein sein, oder konnte er sich auf weitere Personen gefaßt machen. Wer sie waren, hatte er leider noch immer nicht erkennen können, aber John mußte mit ihnen klargekommen sein.
Noch standen sie zusammen und hoben sich kaum von der Dunkelheit zwischen den Wänden ab.
Suko wollte schon nachfragen, als sich einer der beiden löste und auf ihn zukam.
Er sprach kein Wort, ging aber so, daß der Gefangene nicht seine Augen zu verdrehen brauchte, um ihn zu sehen. Er geriet normal in das Blickfeld des Inspektors und blieb dicht vor der Pritsche stehen.
»Du kennst mich?« fragte die Stimme.
»Nein, wohl kaum.«
»Dann will ich dir auf die Sprünge helfen. Ich stamme aus einem anderen Land das dir ebenfalls ein Begriff ist. Es heißt Aibon, und ich gehöre zu den Männern in Grau.«
»Ach so, den Hütern.«
»Richtig.«
Suko mußte lachen. »Und dann bist du hier und läßt dieses Reich ohne Aufsicht?«
»Wir haben getauscht. John Sinclair befindet sich in Aibon, um eine

Aufgabe zu erledigen. Wenn er die schafft, ist alles gelaufen. Dann wirst auch du freikommen.«

»Das wird John packen. Ihr könnt mich jetzt schon losschneiden.«

»Irrtum, du bleibst.«

»Weshalb?«

»Weil Sinclair zunächst seine Aufgabe erledigen muß.«

»John ist bisher nie gescheitert.«

»Das wissen wir, deshalb haben wir ihn auch genommen.«

»Dann ist alles klar.«

»Nein, das ist es nicht.« Die Männer in Grau wechselten sich während des Gesprächs ab. Suko konnte noch immer so gut wie nichts von ihnen erkennen, weil sich ihre Gesichter kaum von den übrigen Körpern abzeichneten. »Du weißt nicht, wen dein Freund als Gegner bekommen hat. Da wird sich etwas tun. Er wird seine Mühe haben.«

»Wer ist es?«

»Vier – die Horror-Reiter!«

Man konnte Suko so leicht eigentlich nicht überraschen. In diesem Fall aber war es den Männern in Grau gelungen. Der Inspektor sagte nichts, er war plötzlich stumm wie ein Fisch. Nur zahlreiche Gedankenströme schossen durch seinen Kopf.

Da mischten sich Bilder aus der Vergangenheit mit zukünftigen Vorstellungen. Er wußte ja, wie grausam und stark die Horror-Reiter waren. Innerhalb der dämonischen Hierarchie und ihrer Reiche stellte AEBA eine große Macht dar.

Sie hatten in den vergangenen Jahrhunderten bereits Angst und Schrecken verbreitet und waren nicht totzukriegen. Suko spürte dieses Wissen wie einen harten Druck, der seinen Magen umklammerte, und auf seiner Stirn lag plötzlich Schweiß, als hätte man ihn in eine Sauna mit hohen Temperaturen gesteckt.

»Nun, Chinese?«

»Damit habe ich nicht gerechnet.«

»Bist du noch immer so optimistisch? Du solltest dafür beten, daß Sinclair sie vernichtet. Schafft er es nicht, können wir auch für dein Leben nicht garantieren. Wir sind als Hüter des Landes eingesetzt worden, diese Aufgabe werden wir auch weiterhin übernehmen und müssen deshalb ungewöhnliche Wege gehen, um Erfolge gewährleisten zu können. Das steht schließlich fest.«

Suko enthielt sich einer Antwort. Man hatte ihm geraten, zu beten.

Doch er wollte sich nun befreien, mußte die Zeit nutzen.

Unwillkürlich schaute er in die Höhe, wo die Messerspitze auf ihn zeigte.

Die teuflische Konstruktion war abgestellt worden. Dennoch schien ihn die Messerspitze anzugrinsen wie der blanke Tod…

***

Aibon – Heimat der Druiden, ein Land der Märchen, der Legenden, ein Paradies.

Es hatte für mich keinen Widerstand gegeben, keine Tür, kein Tor, ich war von einer Welt in die andere geschritten und hatte dabei Dimensionsgrenzen überquert.

Ein magisches Wunder, das ich nicht zum erstenmal erlebte, mich aber immer wieder in seinen Bann zog.

Als ich den Übergang spürte, dieses leichte Ziehen der Kräfte und gleichzeitige Zusammenballen, hatte ich die Augen geschlossen.

Eine instinktive Geste, die eigentlich nichts zu besagen hatte, denn Momente später nur öffnete ich sie wieder.

Die Dunkelheit hatte mich verlassen, ich war in die grünliche Helle des Landes hineingeschritten, die mir jetzt vorkam, als würden mich dünne Schleier umfangen.

Aibon ist groß. Jedes Reich besitzt einen gewissen Umfang, hat Grenzen, die jedoch auszuloten, war mir nie gelungen. Ich kannte Aibons Grenzen nicht und konnte mir auch keine Gedanken über seine Ausmaße machen, wo es begann und endete.

Es war einfach da, ein Reich zwischen Himmel und Hölle, das von den Kreaturen bewohnt wurde, die damals, als der große Kampf zwischen Gut und Böse stattfand, nicht von der absoluten Finsternis, der Hölle, verschluckt worden waren.

Das Land strömte eine gewisse Ruhe aus. Auch der Ort, an dem ich mich befand.

Nicht weit entfernt sah ich die Wand eines dichten Waldes. Hohes Gras bewegte sich im leichten Wind, wenn er über die Spitzen strich. Abgelöst wurde es an einer gewissen Stelle von den dünnen, starken Armen eines Schilfgürtels, der einen kleinen See umgab, als wollte er ihn schützen. Der See lag wie hingegossen in der flachen Landschaft, die erst in der Ferne leicht anstieg und überging in ein lichtes, grünes Gelände.

Ich hatte Aibon auch als Gebiet in Erinnerung, wo die Luft wie ein Rauschen war und manchmal auch mit Musik verglichen werden konnte. Ein leises Singen und Klingen, das sich vereinte mit den Windgeräuschen und dem Besucher ein gutes Gefühl geben konnte.

Nichts von dem war hier zu spüren.

Das Gegenteil war der Fall. Die Umgebung kam mir bedrückend vor, so brutal aus ihrer ursprünglichen Ruhe herausgerissen und in eine andere hineinmündend.

Sie war nicht natürlich. Auf mich machte die Stille einen belastenden Eindruck, und ich fragte mich, aus welch einem Grunde ich ausgerechnet hier das Land betreten hatte.

Ich erinnerte mich wieder an das Gespräch mit dem Mann in Grau. Er hatte von den Horror-Reitern gesprochen und einer Fee, die

Perlhaut hieß und von vier Grauenhaften brutal getötet worden war.

Okay, es gab Perlhaut nicht mehr, dennoch sollte sie für mich so etwas wie eine Anlaufstelle werden. Konnte es sein, daß sich ihr Geist oder was immer es auch war, in der Nähe aufhielt?

Die Natur gab mir keine Antwort. Sie umgab mich still, irgendwie abwartend.

Ich wollte auch nicht länger untätig herumstehen und näherte mich dem kleinen See. Sein grünes Wasser wirkte wie eine blanke Insel in der Ebene oder wie ein Auge, das beobachtete.

Das tat ich auch. Sehr genau suchte ich den Boden ab und stutzte plötzlich, als ich etwas Bestimmtes erkannt hatte, das mir auch aus meiner Welt bekannt war.

Auf dem Boden zeichneten sich Spuren ab. Bestimmte Eindrücke, die dann entstanden, wenn Pferdehufe den Boden aufwühlten und regelrechte Löcher hinterließen.

Hier war also jemand geritten.

Ich brauchte nicht erst groß nachzudenken, um herauszufinden, wem der Boden die Abdrücke zu verdanken hatte. Sehr zahlreich und dicht lagen sie beisammen, und die Horror-Reiter, von denen ich gehört hatte, traten stets zu viert auf.

AEBA hatte diesen Weg genommen, den ich ebenfalls verfolgte.

Ich hatte feststellen müssen, daß sich die Reiter getrennt hatten und um den See herumgeritten waren.

So etwas tat man nur, wenn man etwas Bestimmtes vorhatte, ein Gebiet beobachten und unter Kontrolle halten wollte.

Was war besonderes an dem See?

Ich suchte mir eine günstige Stelle aus, wo ich nahe an das Ufer herantreten konnte, ohne daß mich sperriges Schilf störte. Ein paar Stäbe knickten trotzdem weg, nicht weiter tragisch. Ich mußte hart im Nehmen sein denn auch meine Füße bekamen etwas ab. Sie versanken in der feuchten, weichen, grünbraunen Ufererde. Bevor das Wasser des kleinen Sees meine Fußspitzen berühren konnte, blieb ich stehen.

Ich schaute in den Spiegel.

Es wehte nur wenig Wind, so daß er fast glatt vor mir lag. Auf dem Wasser schwammen zahlreiche Pflanzen, die meisten von ihnen besaßen blattartige Formen.

Dazwischen sah ich Blüten, deren Farbenpracht mir von meiner Welt her unbekannt war. Wahrscheinlich hatten sie früher auch auf der Erde geblüht, doch die brutale Zerstörung der Umwelt hatte sie aussterben lassen.

An manchen Stellen führten Insekten ihre Tänze auf. Eigentlich hätten in der Tiefe des Sees auch Frösche leben müssen. Ich wartete vergeblich auf ihr Erscheinen.

Komischerweise blieb ich am Ufer und ging sogar in die Hocke, denn

ich wurde das Gefühl nicht los, daß ich gerade hier etwas ereignen konnte, das später von entscheidender Bedeutung sein würde.

Auf dem Wasserspiegel zeichnete sich meine Gestalt als ein schwacher Umriß ab, der verzerrt wirkte, wenn er in den Bereich der langsam ankräuselnden Wellen geriet.

Die Luft schmeckte zwar nicht faul, aber stark nach Natur, und sie war ungewöhnlich sauber.

Was enthielt der See? Wie tief war er? Konnte sich dort jemand verbergen? War er eine Heimstatt für Wassergeister und andere Wesen, die diesen Teil des Paradieses bevölkerten?

Perlhaut – ich erinnerte mich plötzlich wieder an den Namen der Fee. Sie mußte wunderschön gewesen sein, doch darauf nahmen die Horror-Reiter keine Rücksicht. Sie zerstörten alles, was sich ihnen in den Weg stellte. Dabei befolgten sie einzig und allein die von ihren Götzen vorgegebenen Ideale.

Ich vergaß auch das, was auf der Erde immer so wichtig genommen wurde, die Zeit.

Sie spielte in Aibon kaum eine Rolle. Wer hier lebte, der richtete sich danach bestimmt nicht. Ob ich Minuten oder Stunden am Ufer gesessen hatte, war für mich nicht interessant, ich brauchte einfach einen Anhaltspunkt und ging davon aus, daß ich ihn auch bekommen würde.

Das geschah auch.

Lange dauerte es nicht mehr, bis sich unter der Oberfläche etwas tat. Ob in einer großen Tiefe oder nicht, das konnte ich nicht erkennen, aber an einer bestimmten Stelle sah es so aus, als hätte jemand am Grund des kleinen Sees eine hochkant gestellte Lampe angeknipst, deren Strahl in die Höhe stach.

Es war tatsächlich ein hellerer Schein, begrenzt auf ein bestimmtes Gebiet, der zudem an seinem Ende ein wenig auseinanderfächerte und so aussah, als würden in eine gelbe Farbe grünliche Schlieren hineinfließen, um sie zu vermischen.

Magisch gefüllte Seen und Teiche gab es, das wußte ich, und hier war es nicht anders.

Das Ende des Scheins kam mir vor wie ein kleines Auge, das aus der Tiefe zu mir hochstarren wollte.

Ich wartete…

Ein Windstoß glitt über die Oberfläche und brachte sie etwas in Bewegung. Die schmalen Wellenstreifen verschonten auch das Licht nicht, sie ließen es tanzen, so daß es sich sogar verändern konnte.

Nicht ohne Grund, denn kaum hatte sich das Wasser wieder beruhigt, da bewegte sich etwas innerhalb des Lichtscheins. Ein noch helleres Etwas, das aus der Tiefe in die Höhe stieg und unbedingt an die Oberfläche wollte.

Ich war gespannt und hielt sogar den Atem an. Wieder erinnerte ich mich an die tote Fee mit dem Namen Perlhaut und daran, daß sie in diesem Fall noch eine Rolle spielen sollte.

War es jetzt soweit?

Alles deutete darauf hin.

Der Geist, der Plasmakörper oder was immer sich in der Tiefe aufgehalten haben mochte, stieg langsam höher, erreichte die Oberfläche – und stieß hindurch.

Es glich schon einem kleinen Wunder, denn die feinstoffliche Gestalt blieb nicht auf der Wasserfläche liegen, sondern verließ sie und schwebte in die Höhe.

Auch ich blieb nicht länger in der Hocke. Meine Knochen knackten leise, als ich mich in die Höhe drückte und mit den Augen den Weg dieses Geistes verfolgte.

Sahen so Feen aus?

Wahrscheinlich, bestimmt sogar. Nur Umrisse erkannte ich. Ob sie im Innern gefüllt waren, konnte ich nicht sagen. Wahrscheinlich mit einer bestimmten Energie, denn auch hier galt das Gesetz, daß keine Energie verlorenging.

Der Feengeist schwebte frontal vor mir in die Höhe, so daß ich in das Gesicht schauen konnte.

Eine Perlhaut war nicht mehr vorhanden, aber die Gesichtszüge konnte ich noch erkennen.

Es waren schöne Züge, nicht die eines Kindes und nicht die einer Frau, sondern ein Mittelding zwischen beidem.

Kindfrau…

Es gab einen berühmten Fotografen, der sich einen Namen dadurch gemacht hatte, daß er diese Kindfrauen in einem sehr weichen Licht abbildete, und so ähnlich hatte die Fee auch damals, als sie noch lebte, aussehen müssen.

Das Haar sah ich in dieser geisterhaften Erscheinung anders als sonst. Es umgab den Kopf als blitzendes Etwas, als würden laufend Reflexe die Umrisse nachzeichnen.

Der Feengeist schwebte so hoch, daß er mir ins Gesicht schauen konnte.

Ich sah noch mal auf die Wasserfläche, die wieder ruhig wie ein Spiegel vor mir lag. Nichts deutete darauf hin, daß noch ein Wesen aus der Tiefe steigen würde.

Der Feengeist und ich waren allein, und ich ging davon aus, daß sie mir Botschaften zu überbringen hatte, auf welche Weise auch immer. Wahrscheinlich durch Telepathie, denn das gehörte ebenfalls zu den Phänomenen, die in Aibon selbstverständlich waren.

Dann hörte ich ihre Stimme in meinem Kopf. Sie klang menschlich, weil sie auch normale Worte benutzte, allerdings kam sie mir vor wie

ein leises Singen, als wären die Sätze durch eine Melodie untermalt worden.

»Ich wußte, daß sie jemand schicken würden. Die Männer in Grau lassen Aibon nicht im Stich.«

»Das stimmt«, flüsterte ich.

So etwas wie ein Lächeln erschien auf ihrem feinstofflichen Gesicht. »Aber wer bist du? Ich kenne dich nicht. Ich spüre nur, daß du nicht schlecht sein kannst.«

»Ich stamme aus einer anderen Welt, Perlhaut.«

»Du kennst mich?«

»Die Männer in Grau gaben mir deinen Namen bekannt.«

»Dann weißt du, daß ich tot bin.«

»Ja, du bist der Geist.«

Ein klingendes Lachen erreichte meine Ohren. Die Fee schien sich nicht sehr unglücklich zu fühlen. »Die Horror-Reiter sind in dieses Land eingefallen, um es in Besitz zu nehmen. Was sich ihnen in den Weg stellt, töten sie brutal. Auch mich haben sie vernichtet, aber sie wußten nicht, daß ich anders bin. Ich habe einen Beschützer, der mich wieder freiließ, und so werde ich dir als Feengeist helfen können.«

»Das finde ich gut. Nur, wie willst du das anstellen? Kannst du in einen Kampf eingreifen?«

»Kaum, doch ich kenne mich in Aibon aus. Ich weiß, wohin man sich wenden muß, um gewisse Dinge zu erfahren. Und ich hoffe auch, dir die Horror-Reiter zeigen zu können.«

»Halten sie sich in der Nähe auf?«

»Nein!« schwang es mir entgegen. »Sie suchen nach denjenigen, die sie noch nicht getötet haben.«

»Sind es die Trooping Fairies?«

»Ja, meine größeren Schwestern. Hast du von ihnen schon gehört?«

»Der rote Ryan berichtete davon. Sie haben mich auf dem Rücken ihrer Pferde mitgenommen. Das liegt lange zurück.«[2]

In der Tat war dies ein Abenteuer gewesen, das mich in Aibons Geheimnisse eingeweiht hatte. Ich rechnete damit, daß mich die Trooping Fairies erkennen würden und sich an mich erinnerten.

»Dann können wir los.«

»Du willst zu ihnen?«

»Ja, sie versammeln sich an einem bestimmten Ort. Er liegt sehr versteckt und wegen der großen Gefahr kommen sie auch erst zusammen, wenn die Dunkelheit das Land umfängt.«

Da in Aibon die Zeiten etwas anders liefen als auf der Erde, wollte ich wissen, wann die Nacht einbrach.

»Noch nicht. Du hast Zeit.«

»Nein, denn die Männer in Grau haben mir ein Ultimatum gesetzt, Perlhaut. Wenn ich die Horror-Reiter nicht bis zu einem bestimmten

Zeitpunkt vernichtet habe, wird mein Freund sterben, der sich auf der Erde in der Gewalt der Hüter Aibons befindet. Ich stehe unter einem gewaltigen Druck.«

Zum erstenmal konnte ich erkennen, daß auch ein Geist erschrak.

So etwas wie ein Zittern durchlief den Körper und das Gesicht der feinstofflichen Fee.

»Hast du das nicht gewußt?«

»Nein, wirklich nicht. Es tut mir leid.« Die Worte klangen echt.

»Trotzdem müssen wir abwarten, bis sich die Nacht über das Land gesenkt hat. Es gibt da gewisse Gesetze und Regeln, die von keinem von uns übergangen werden dürfen.«

»Hier jedenfalls werden wir nicht warten.« Ich nickte Perlhaut zu.

»Dann laß uns verschwinden.«

»Gut, warte hier.«

»Und du?«

»Ich bin gleich zurück, John. Ich werde dir ein Reittier besorgen, damit du schneller vorankommst.« Bevor ich ihr noch eine Frage stellen konnte, war sie verschwunden. Das ging so schnell, als hätte sie sich vor meinen Augen aufgelöst.

Allein blieb ich zurück und stellte mir die Frage, ob ich nur geträumt hatte.

Nein, das war nicht der Fall. Ich befand mich in Aibon, und dieses Land war echt.

Mein Blick fiel gegen den Himmel. Er besaß eine andere Bläue als der auf meiner Welt. Mit einem Stich ins Grüne, so daß eine Türkisfarbe vorherrschte. Zudem war er frei von Wolken. Nichts konnte diese weite Klarheit noch stören.

Es leben auch Vögel in Aibon, große und kleine. Zu sehen war keiner. Der weite Himmel wirkte auf mich, als hätte man ihn leergefegt.

Neben mir gluckerte das Wasser. Als ich hinschaute, erschien der breite Kopf eines Froschs. Aus seinen Glotzaugen schaute er mich an. Allmählich normalisierte sich das Leben in diesem kleine Biotop wieder. Die Horror-Reiter waren nur noch Erinnerung.

Ich wartete darauf, daß Perlhaut ihr Versprechen einlöste. Sie wolle mir ein Reittier besorgen. Wahrscheinlich eines der weißen Rösser, wie sie auch von den Trooping Fairies benutzt wurden, denn sie kannte ich ziemlich gut.

Wäre Suko nicht als Gefangener gewesen, hätte mir die Warterei nichts ausgemacht. So aber verspürte ich einen Druck. Mit jeder Sekunde, die verging und ich untätig war, näherte sich auch das Schicksal meines Freundes dem Ende.

Ich kannte die Männer in Grau. Wenn ich keinen Erfolg aufzuweisen hatte, würden sie ihr Versprechen einlösen.

Es hing alles an mir – aber konnte ich die verfluchte Brut überhaupt vernichten? Mit einem Stop ihrer Aktivitäten war es ja nicht getan. Ich sollte sie töten, und das war mir in den letzten Jahren nicht gelungen.

Es gibt Fälle, wo man ein gutes oder ein schlechtes Gefühl hat. Ich hatte hier ein verdammt mieses und konnte mir vorstellen, daß es mir nicht gelang, sie zu töten.

Perlhaut kehrte zurück, und sie hatte ihr Versprechen gehalten.

Meine Augen bekamen einen erstaunten Ausdruck, als ich das Reittier erkannte. Es war kein weißes Roß, wie ich angenommen hatte, sondern ein hellhäutiger Hirsch, ebenfalls eine mystische Gestalt, die heute noch durch die Geschichte der Jäger geistert.

Er hatte auch Margarete als Reittier gedient, jener ungewöhnlichen Frau, durch deren Mithilfe die Barbaren aus Aibon kommend nach London eingefallen waren.

Ich staunte den Hirsch an, über dessen prächtigem Geweih meine feinstoffliche Helferin schwebte. »Du bist erstaunt, John? Gefällt dir dein Reittier nicht?«

»Doch, ich kenne es.«

»Sei versichert, mein Freund, es wird dich treu und brav zu deinem Ziel tragen.«

Ich nickte. »Davon bin ich sogar überzeugt.« Dann wechselte ich das Thema. »Kannst du mir sagen, wo sich die Trooping Fairies aufhalten und wie lange wir reiten müssen?«

»Der weiße Hirsch ist schnell. Du wirst dich wundern, außerdem bleibt uns nicht viel Zeit. Ich befürchte, daß die Horror-Reiter herausgefunden haben, wo wir uns versammeln werden.«

»Und sie greifen dann an?«

»Ja.«

Ich ging auf den Hirsch zu und stellte mich an seine linke Seite.

Hätte ich behauptet, ein guter Reiter zu sein, wäre das gelogen gewesen. Das Tier war ziemlich groß. Ohne Steigbügel war es nicht einfach für mich, auf den Rücken zu steigen. Es sah schon etwas ungelenk aus, wie ich es versuchte.

Schließlich saß ich doch, umklammerte mit beiden Beinen die Flanken des Tieres und atmete tief durch. Dabei schloß ich die Augen, als wäre die Realität ein Traum, dem ich entrinnen wollte.

»Können wir, John?«

Ich schaute in das zitternde lächelnde Gesicht des Feengeistes.

»Klar, ich muß nur…«

»Nichts brauchst du, John, gar nichts. Du mußt nur einfach wollen, daß der Hirsch läuft.«

Ich wollte es.

Das Tier startete. Wenn der Vergleich *schnell wie der Wind* jemals zugetroffen hatten, war es hier der Fall. Denn ich kam mir vor, als

würden wir beide vom Wind des Landes Aibon fortgetragen.

***

Da war das verdammte Messer, dessen Spitze auch weiterhin bedrohlich über Suko schwebte.

Und da waren die Schritte der Männer in Grau, die sich keine Mühe gaben, sich zu verstecken, denn sie maßen den Raum ständig auf und ab, als wollten sie durch diese Bewegung dokumentieren, wie ungeduldig sie letztendlich waren.

Die Klinge hing ruhig. Sie war seit John Sinclairs Verschwinden nicht weiter nach unten gewandert, aber das würde sich ändern, wenn Suko es nicht schaffte, sich zu befreien, oder es seinem Freund nicht gelang, die Horror-Reiter auszuschalten.

Man hatte viel Unmögliches von Sinclair und seinen Freunden verlangt. Sie hatten auch das unmögliche manchmal möglich gemacht, aber die Horror-Reiter zu vernichten, würde über Johns Kräfte gehen. Suko wußte das, nur suchte er nach einem Weg, es auch den verdammten Typen da beizubringen.

»Hört mal zu«, sagte er in das Geräusch ihrer Tritte hinein. »Ich möchte euch einen Vorschlag machen.«

Sie blieben stehen. Beide am unteren Teil der Pritsche, so daß Suko in seiner Lage zu ihnen hochschauen konnte. »Was hast du gesagt?«

»Ich möchte euch auf einen großen Fehler aufmerksam machen, den ihr begangen habt.«

»Dafür sind wir dir dankbar – rede.«

»John Sinclair wird es nicht schaffen, die vier Horror-Reiter zu vernichten.«

Suko stellte diese Behauptung in den Raum und mußte erleben, daß auch die Männer in Grau zu erschrecken waren.

»Habt ihr gehört?«

»Das Vertrauen zu deinem Freund scheint uns doch nicht sehr groß zu sein.«

»Ich bin Realist. Er hat es bisher nicht geschafft, er wird es auch jetzt nicht schaffen.«

»Aber er konnte den Schwarzen Tod besiegen und ähnlich mächtige Dämonen. Also muß er…«

»Das war damals etwas anderes.«

»Wir haben ihm den Bumerang gegeben…«

Sukos Lachen ließ den Satz zerplatzen. »Klar, mit seinem Bumerang kann er vielleicht einen Reiter töten. Aber was ist mit den drei anderen? Die sind noch da.«

»Dann muß er sich anstrengen. Das Kreuz, die Pistole, er ist mächtiger, als du uns weismachen willst.«

Suko wußte, daß er den falschen Weg eingeschlagen hatte, aber er

ließ sich von seinem eigentlichen Ziel nicht abbringen. »Es wäre trotzdem besser, wenn wir etwas ändern und ihr auf meinen Vorschlag eingehen würdet.«

»Rede!«

»Euer Plan ist im Prinzip gut, aber trotzdem falsch, und das hängt mit mir zusammen. Ihr habt John nach Aibon geschickt, um die Horror-Reiter zu vernichten. Das ist der reine Wahnsinn. Ebenso gut hättet ihr ein Kaninchen auffordern können, die Schlange zu fressen, die sich vor ihm aufgerichtet hat.«

»Was willst du?«

»Ihm folgen.« Jetzt war es heraus, und Suko spürte die Spannung, wie die beiden wohl reagieren würden.

»Du willst frei sein?«

»Und gleichzeitig für euch kämpfen oder für uns. Laß mich nach Aibon, denn gemeinsam werden wir es möglicherweise schaffen. Vier Hände sind doppelt so stark wie zwei.«

»Nicht in diesem Fall!«

»Was spricht dagegen?«

»Alles!« wurde Suko erklärt. »Du versuchst, uns reinzulegen. Du willst unseren Plan zerstören, das können wir nicht akzeptieren. Es bleibt alles beim alten. Wir werden dich hier unter Kontrolle halten und John Sinclair in Aibon lassen.«

»Was könnte euch passieren, wenn ihr von euren Plänen abrückt?«

»Daß ihr uns hintergeht. Welches Interesse solltet ihr daran haben, Aibon zu retten? Sag es mir?«

»Allein schon wegen Guywano. Vergeßt nicht, daß er auch unser Todfeind ist.« Hätte Suko es geschafft, er hätte den Kopf geschüttelt.

»Ich begreife euch nicht. Wie kann man nur so dumm sein und nicht nach vorn denken! John steht auf verlorenem Posten, verdammt! Will das nicht in eure grauen Schädel hinein?«

»Wir wissen, was wir tun!«

»Das wißt ihr eben nicht. John und ich haben gegen die Horror-Reiter gekämpft. Wir beide zusammen können uns Chancen ausrechnen, er allein hat sie kaum.«

»Trotzdem, es bleibt dabei.«

Suko schoß das Blut in den Kopf. Er war zornig und verdammt wütend geworden und bäumte sich dabei in seinen Fesseln auf, die jedoch hielten. Sie verrutschten leider um keinen Millimeter, zu straff waren sie um ihn und die Pritsche gespannt worden.

Ein Bluff war es nicht gewesen, Suko hatte seine Worte schon sehr ernst gemeint, nur stieß er auf taube Ohren. Die Männer in Grau waren in ihren Aktionen einfach zu festgefahren, und diese wiederum konnten für John und ihn tödlich enden.

Einer der beiden bewegte sich direkt auf die Pritsche zu und blieb

neben ihr stehen. Er senkte seinen Oberkörper. Suko sah das Schimmern der etwas helleren Gesichtsfläche, die trotz allem konturenlos wirkte, als wären keine Organe vorhanden. »Tu dies nie wieder, Chinese. Versuche nicht, uns mit diesen komischen Vorschlägen zu kommen.«

»Die sind nicht komisch!« widersprach Suko. »Wann wollt ihr das endlich begreifen?«

»Nie wieder, hörst du?« Der Mann in Grau richtete sich auf. Er nickte dabei seinem Kumpan zu, der dorthin ging, wo sich die Schatten am meisten verdichteten.

Suko sah nicht, was er tat, dafür hörte er es eine Sekunde später.

Über ihm entstand das Knacken, und gleichzeitig senkte sich das Messer wieder ein paar Zentimeter auf ihn zu…

***

Der Wind trug uns davon!

Dabei berührten die Hufe des Tieres den Boden, aber das bekam ich kaum mit.

Ich hockte auf seinem Rücken, hatte mich vorgebeugt, die Arme ausgestreckt und umklammerte mit beiden Händen das prächtige Geweih des Hirschen. Es gab mir genau den Halt, den ich als ungeübter Reiter brauchte.

Vorbei wischte die Landschaft wie bei einer raschen Autobahnfahrt. Bäume und Büsche verschmolzen zu langen Schatten, die eine nicht enden wollende Wand bildeten.

Die Hufe klopften auf den Boden, der Wind war warm und prall gefüllt mit den geheimnisvollen Geräuschen, die ich von meinen früheren Besuchen her in Aibon kannte.

Da lag ständig ein Raunen, ein Singen in der Luft, als würden Mensch, Tier und Pflanze sich zu einem Dreiergesang vereinigen und ihre Melodie gegen den Himmel summen.

Einmal ritten wir bergauf. Nun erst kam mir richtig zu Bewußtsein, daß wir uns einem anderen Gebiet näherten. Zudem wurden die vorbeihuschenden Schatten dunkler. Ein Zeichen dafür, daß der Wald dichter geworden war.

Dann erreichten wir das Ziel. Vor wenigen Augenblicken noch waren Blätter wie feine Fingerkuppen durch mein Gesicht gestreift, dann war alles vorbei.

Niemand berührte mich mehr. Mein Reittier hatte angehalten, ohne daß ich durch irgendeinen Druck den Befehl dazu gegeben hätte. Und wir standen mitten auf der Lichtung. Da erkannte ich, daß der Himmel seine Farbe verloren hatte und die Dämmerung sich über den gewaltigen Kontinent zwischen Himmel und Hölle schob.

In Aibon wurde es allmählich Nacht…

Eine Zeit, wo diejenigen erwachten, die am Tag geruht hatten. Geheimnisvolle Wesen, Märchengestalten wie Feen, Trolle und Elfen, die mit ihrem wundersamen Gesang durch die noch intakte Natur glitten.

Das alles erwartete ich von einer Nacht in Aibon und wurde enttäuscht, denn der Platz, auf dem wir zum Stehen gekommen waren, lag in einer nahezu absoluten Ruhe.

Nicht einmal ein Windhauch ließ die Blätter zittern oder streichelte unser Gesicht. Nur im hohen, saftigen Gras raschelte es hin und wieder, als würden sich irgendwelche Tiere nicht sichtbar für mich dicht über dem Boden dahinschieben.

Meine treue Begleiterin Perlhaut hatte ich auf der schnellen Reise nicht wahrgenommen, aber sie hatte mich nicht im Stich gelassen, denn ich sah sie vor mir.

Meine Kopfhöhe war ihr Lieblingsplatz, so konnten wir uns bei der »Unterhaltung« anschauen. Bei den herrschenden Lichtverhältnissen konnte ich sie besser erkennen, als am Tage, denn vor dem immer grauer werdenden Hintergrund zeichnete sich das Geistwesen deutlicher ab.

»Wir sind da!« klang es in meinem Gehirn. »Wir haben es geschafft. Bald müssen sie kommen.«

»Meinst du die Horror-Reiter.«

»Nein, nicht sie. Ich spreche von den Trooping Fairies, meine grö ßeren Schwestern, die ich so sehr liebe. Ich wäre in meinem Leben gern ein Trooping Fairie gewesen, dazu hat es leider nie gereicht. So habe ich mich mehr am Boden bewegt und mit der dort unten wachsenden Natur Zwiesprache gehalten. Die Gräser und Büsche haben mir ihr Lied ebenso gesungen wie die Blumen und auch manchmal ihr Leid geklagt.«

Was sich hier anhörte wie ein Märchen oder eine Story aus »Biene Maja«, hatte in Aibon durchaus seine Berechtigung. Obwohl ich es selbst nicht erlebt hatte, glaubte ich daran.

Mein Blick blieb auch weiterhin auf ihrem Gesicht haften. Deshalb bekam ich mit, wie sie den Kopf drehte, ihn einige Male bewegte, um schließlich in eine bestimmte Richtung zu schauen.

»Hörst du es, John? Sie kommen. Du muß dich konzentrieren, dann vernimmst du sie.«

Der weiße Hirsch hatte den Kopf gesenkt und äste. Das saftige Gras schmeckte ihm. Ich saß wie eine Statue auf seinem Rücken und lauschte in den geheimnisvollen Aibon-Wald.

Das Klingen schwang noch sehr schwach aus dem Wald. Je mehr Zeit verging, um so lauter wurde es.

Perlhaut war plötzlich aufgeregt. Ich sah, wie die kleine Fee durch die Luft schwirrte, über die Lichtung hinweghuschte und mit freudiger

Stimme in mein Gehirn hineinrief.

»Sie kommen, John, ich kann sie schon sehen. Es sind viele…«

Das Klingen nahm an Lautstärke zu. Zahlreiche Glocken schienen gleichzeitig angeschlagen worden zu sein. Ich überlegte, ob ich vom Rücken meines Reittieres steigen sollte, blieb aber sitzen, denn auch die Trooping Fairies saßen auf ihren hellen Rössern, wie mir bekannt war.

Ich schaute gegen die Ränder der Lichtung. Es war noch nicht dunkel; ein geheimnisvolles Licht schwebte über dem freien Platz im Wald. Auf mich wirkte es sogar etwas künstlich.

Dann entdeckte ich im Wald die ersten Bewegungen. Da bewegten sich die Zweige der Bäume, Blätter zitterten, als wollten sie sich schütteln, und die ersten Gestalten erschienen in meinem Blickfeld.

Ja, es waren die Trooping Fairies, da hatte sich Perlhaut nicht geirrt. Und sie sahen so aus, wie ich sie in Erinnerung hatte, damals, als ich ihnen zum erstenmal begegnete und sie mich mitnahmen in die geheimnisvolle Welt, wo ich schließlich auch das Rad der Zeit zu Gesicht bekommen hatte, das mir später wieder aufgefallen war.

Ich glaubte, mich in einer Kirche zu sehen, wo wunderbare Melodien erklangen, die nicht nur in die Ohren eindrangen, sondern auch das gesamte Gehirn ausfüllten.

Es war wunderschön. Ich fühlte mich unheimlich wohl, als hätte mir der Himmel Wolken geschickt, auf die ich mich zurückziehen und alles weitere gelassen hinnehmen konnte.

Ja, das war für mich das echte Aibon. Jetzt erst hatte es etwas Paradiesisches bekommen.

Automatisch verzogen sich meine Lippen zu einem glücklichen Lächeln, als ich den Aufmarsch der Trooping Fairies wie den Einzug eines großes Chores auf einer Opernbühne erlebte. Daß diese Idylle durch irgendeinen Schrecken gestört werden konnte, war für mich nicht vorstellbar. Die Horror-Reiter und die damit verbundene Gefahr waren für mich in weite Ferne gerückt.

Ich wischte mit einer langsamen Handbewegung über meine Augen, weil ich das Bild klar aufnehmen wollte.

Sie ritten der Reihe nach auf die Lichtung. Sie gehörten zur Gruppe der Elfen, sahen allerdings anders aus, denn sie glichen tatsächlich den verstoßenen Engeln, die sich damals nicht auf die Seite des Guten gestellt hatten und deshalb verdammt worden waren. Nur waren diese hier nicht in die tiefsten Schlünde der Finsternis gefallen, sie hatten eben mitgeholfen, Aibon zu gründen. Der rote Ryan hatte sie einmal die anmutigsten Personen der Unsterblichen genannt, und das traf genau zu, wie ich wieder feststellen konnte.

Aufrecht saßen sie auf ihren weißen Rössern, begleitet von dem weichen Spiel der gläsernen Glocken, die als Ketten um ihre Hälse

hingen.

Keiner dieser engelhaften Geschöpfe besaß eine dunkle Haut. Sie wirkten allemal hell und licht, beinahe schon strahlend. Ich gehörte zu den wenigen Menschen, die sie bisher zu Gesicht bekommen hatten. Man sagte, daß auch der große Dichter Shakespeare von ihnen geträumt und sie in seine Geschichten eingeflochten hatte.

Wieder vernahm ich die flüsternde Geisterstimme des Elfenwesens. »Nun, John, versprach ich dir zuviel?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wohl kaum. Es ist tatsächlich unbegreiflich für mich.«

»Aber du kennst sie doch.«

»Das schon…« Ich hob die Schultern. »Nur … diesen Auftritt zu erleben, das empfinde ich einfach als einmalig.«

Wer jetzt noch fehlte, war der rote Ryan mit seiner Flöte. Wenn er seine Melodien spielte, horchte die Natur auf. Ich hatte ihn mit dem Papageno aus Mozarts Zauberflöte verglichen, und dieser Vergleich traf wirklich zu.

Die Trooping Fairies ritten nicht aus einer Richtung auf die kleine Waldlichtung. Sie kamen von verschiedenen Seiten, begleitet vom hellen Klang der gläsernen Glocken, der erst verstummte, als sie die weißen Pferde anhielten.

Hin und wieder schwang noch ein helles Läuten nach, dann wurde es auf der Lichtung still.

Ich räusperte mir die Kehle frei, weil ich die Trooping Fairies ansprechen wollte, aber Perlhaut erriet meine Gedanken und warnte mich durch flüsternde Worte.

»Nein, nicht, John. Es müssen die alten Regeln eingehalten werden, bevor du dich meldest.«

»Welche sind das?«

»Das wirst du gleich sehen.«

Noch ein Nachzügler kam. Auch er wurde vom Spiel seiner Glockenkette begleitet, doch mir fiel auf, daß diese Töne nicht so klar und rein waren, wie sonst.

Noch steckte er im Wald, verborgen durch die graugrünen Schatten zwischen den Bäumen. Er kam näher, der Klang wirkte schwermütig, etwas klirrte auch.

Unruhe erfaßte die Reihe der wartenden Elfen. Sie schauten sich an. Auf ihren hellen Gesichtern zeichnete sich Sorge ab. Bevor einer von ihnen losreiten konnte, erschien der letzte dieser kleinen, geheimnisvollen, geisterhaften Armee.

Mir gab es einen Stich durchs Herz, als ich ihn sah, und auch die Trooping Fairies schraken zusammen.

Die schmale Gestalt hockte nach vorn gesunken auf dem Rücken des hellen Pferdes. Wir alle sahen, daß sie sich nur mühsam halten

konnte, bei jedem unregelmäßig gesetzten Tritt des nicht mehr geführten Pferdes zuckte der Körper zusammen, schwangen die gläsernen Glocken an der Kette, wobei die dabei entstandenen Töne mehr ein Klirren als einem Klingen glichen.

Die engelhafte Elfe wollte es trotzdem noch versuchen und richtete sich mit einem Ruck auf.

Da blieb das Pferd stehen, als hätte es genau gewußt, was sein Reiter wollte.

Die anderen Trooping Fairies standen in einer Reihe und schauten ihrem Nachzügling entgegen. Zwischen ihnen, ihm und mir schwebte Perlhauts Geist durch die Luft.

Noch immer saß die Gestalt still, bis sie sich plötzlich bewegte. Dabei kürten die Ketten, ich aber wußte genau, was diese Person wollte.

Ihr Blick traf mich.

Das blasse Gesicht machte auf mich in diesem Moment einen gezeichneten Eindruck, als hätte jemand mit einem dünnen Stift nachgemalt und die Proportionen verschoben.

Hölzern, gequält, von der Angst und auch dem Wissen irgendwo gezeichnet.

Ich stieß scharf die Luft aus. Diese Gestalt wollte etwas von mir, denn sie hob den Arm und streckte ihn mir entgegen.

Mit einer geschmeidigen Bewegung rutschte ich vom Rücken meines Reittieres. Die Füße versanken im weichen, hohen Gras der Lichtung, und meine Schritte waren kaum zu hören, als ich mich dem Trooping Fairie näherte. Dem fiel es immer schwerer, sich im Sattel zu halten. Er schwankte schon, die Kette bewegte sich. Ich vernahm nicht mehr das helle Glockenspiel, sondern ein Klirren.

Bevor ich ihn erreichen konnte, zerbrachen die einzelnen Glocken.

Glas rieselte als Splitter zu Boden, dann kippte die Gestalt und fiel in meine ausgebreiteten Arme.

Zum erstenmal sah ich sie richtig und merkte, daß ihre linke Seite aus einer einzigen großen Wunde bestand…

***

Noch eine Glocke der Kette zerbrach. Zugleich drang mit diesem knirschenden Geräusch ein letzter Seufzer über die blassen, schön geschwungenen Lippen der Gestalt, dann nichts mehr.

Von einem Augenblick zum anderen wurde sie stocksteif, und ich legte sie so behutsam zu Boden wie ein wertvolles Gemälde, wobei ich den Kopf angehoben hatte, um in die Gesichter der übrigen Trooping Fairies schauen zu können.

Beim ersten Hinsehen wirkten sie unbewegt, kalt, wie geschnitzt, doch ich erkannte auch die Trauer in ihren Augen, den unbändigen Zorn, der sie erfaßt hielt.

Ich sah mir die Wunde an.

Mein Gott, als so etwas konnte man es nicht bezeichnen. Das war abgehackt worden, hätte eigentlich im Blut ertrinken müssen, was nicht der Fall war.

Statt dessen quoll mir eine weißgrüne Masse entgegen, die tiefe Einschnitte zeigte, als wären diese durch Schwerthiebe entstanden.

Ich dachte weiter und erinnerte mich daran, daß die Horror-Reiter nicht nur mit Lanzen bewaffnet waren, sondern auch schwere Killerschwerter bei sich trugen, mit denen sie leider perfekt umgehen konnten.

Sehr langsam richtete ich mich auf. In der Nähe schwebte der Geist der kleinen Fee. In meinem Kopf hörte ich ihre Stimme. »So sind sie«, flüsterte das Wesen. »So sind sie eben. Ich kann daran nichts ändern, wir alle können es nicht.«

»AEBA?« fragte ich.

»Ja, die Horror-Reiter müssen die Spur der Trooping Fairies aufgenommen haben.«

»Und eine Elfe ist tot«, murmelte ich. »Warum ist sie nicht mit den anderen gezogen?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Gut, dann frage ich die Elfen.« Nur drei Schritte benötigte ich, um sie zu erreichen. Vor der Reihe stoppte ich meinen Schritt, nickte ihnen zu und sagte leise: »Ich hoffe, daß ihr mich versteht, und ich weiß, daß ihr gesehen habt, was mit eurem Freund geschehen ist. Es müssen die Horror-Reiter gewesen sein. Wo – wo kann ich sie finden?«

Vierzehn Gesichter waren mir zugewandt. Achtundzwanzig Augen blickten mich an. Die Blicke waren stumpf, nicht ärgerlich, nicht zornig, ich sah auch keinen Haß. Nur eben eine gewisse Träg- oder Stumpfheit, als hätten die Elfen es aufgegeben, sich der Gefahr zu stellen.

»Bitte«, hakte ich nach. »Wo kann ich die Horror-Reiter finden. Habt ihr sie gesehen? Ihr müßt sie gesehen haben.« Ich zeigte über meine Schulter hinweg, wo der tote Trooping Fairie lag. »Einen von euch hat es erwischt. Schaut ihn euch an, seht genau hin. Das kann nur AEBA gewesen sein.«

Ich hatte gehofft, sie durch diese Worte aufzurütteln, endlich wegzubekommen von ihrer Lethargie, das war mir nicht gelungen, denn sie blieben nach wie vor ruhig auf den Tieren sitzen und sprachen kein einziges Wort.

Es kam mir seltsam vor. So hatte ich sie nicht in Erinnerung. Damals waren sie mir kämpferischer vorgekommen, wie Personen, die es gewohnt waren, ihr Schicksal selbst in die Hände zu nehmen und gegen Feinde anzukämpfen.

Jetzt waren sie leer, hatten aufgegeben, wobei ich nicht hoffte, daß

dieser Zustand symptomatisch für das gesamte Land Aibon war.

Stand ich hier tatsächlich auf verlorenem Posten, Versagte man mir jegliche Unterstützung?

Ich hob die Schultern und drehte mich zur Seite. Über dem Gras der Lichtung schwebte nach wie vor das geisterhafte Wesen Perlhaut. Sie hatte ich bisher als echte Verbündete angesehen und hoffte, daß mir der Feengeist auch in diesem Fall mit Rat zur Seite stand.

Perlhaut mußte mein verzweifeltes Gesicht gesehen haben und hatte sich gewisse Gedanken gemacht. »Es tut mir leid, daß sie so sind, John, aber sie haben Angst, das mußt du verstehen.«

»Ja, ich begreife es auch. Nur könnten sie mir schon sagen, wo ich AEBA finde.«

»Vielleicht wissen sie es selbst nicht.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Sie müssen sie gesehen haben. Die Reiter haben einen aus ihrer Mitte gerissen und grausam getötet. Weshalb sagen sie nichts?«

»Ich weiß es nicht.«

»Kannst du sie nicht fragen? Du kennst dich aus, du bist hier großgeworden. Zu dir werden sie Vertrauen haben, ich dagegen bin ein Fremder aus einer anderen Welt.«

»Ja, ich versuche es.«

Mein dünnes Lächeln wich einem Ausdruck der Spannung, als ich die Bewegungen des Feengeistes verfolgte. Perlhaut schwebte auf die Reihe der Trooping Fairies zu. Ich war davon überzeugt, daß die Fee alles versuchte. Hören konnte ich von der Unterhaltung nichts, weil sie auf einer anderen Ebene stattfand.

Die Trooping Fairies blieben gelassen. An ihnen veränderte sich nichts, auch ihre Gesichter blieben so glatt wie gebügelt. Die hatten sich mit dem Schicksal abgefunden. Vielleicht alle in Aibon, bis eben auf die Männer in Grau, die Hüter des Landes.

Wäre Perlhaut noch stofflich gewesen, hätte ich sicherlich mehr von ihrem Gesichtsausdruck mitbekommen, als sie sich umdrehte und mich anschaute.

»Na?« fragte ich.

»Du hattest recht!« klang ihre Antwort in meinem Gehirn auf. »Du hattest recht, die Trooping Fairies sind nicht mehr die gleichen wie früher. Sie haben aufgegeben, denn sie sahen ein, daß der Kampf gegen die Reiter nichts einbrachte.«

»Können sie das näher erklären? Oder haben sie es versucht?«

»Ich kann dir wirklich nichts sagen, John. Sie sind einfach deprimiert. Da muß Schreckliches geschehen sein, über das sie nicht reden wollen. Tut mir leid.«

»Hast du sie denn nach Einzelheiten gefragt?«

»Sie gaben kaum Antwort. Es war für sie eine sehr schlimme Zeit.

Man hat sie gebrochen, hat ihnen das Rückgrat genommen. Sie kommen mir vor, als wollen sie nicht mehr.«

»Hat man dir nicht gesagt, wo die Reiter zu finden sind? Bei mir drängt die Zeit, der Druck steigt…«

»Sie sind da, John. Einfach da. Man muß auf sie warten, sie werden kommen, sie kommen immer. Sie haben versucht, das Paradies zur Hölle zu machen. Das ist ihnen an vielen Stellen schon gelungen, auch wenn nicht alles unter ihrer Kontrolle steht. Aber sie sind dabei, Aibon umzukrempeln. Davon müssen wir ausgehen.«

Ich hatte die Stirn in Falten gelegt und strich nachdenklich über mein Gesicht. Wer steckte hinter AEBA? Wer sorgte für diesen furchtbaren Antrieb, das war die Frage.

Waren es die Erzdämonen, denen sie ganz früher einmal gedient hatten? Später hatten sie sich dann auf die Seite des Schwarzen Todes geschlagen, und wieder einige Jahre danach kämpften sie für Baphomet, gegen die aufrechten Templer. Jetzt wollten sie Aibon unter ihre Kontrolle bekommen. Was folgte als nächstes?

Perlhaut hatte meine Gedanken fast gelesen. Sie »redete« mich wieder an. »Ich weiß, John, daß es schlimm für dich ist. Es ist für alle von uns schlimm, aber wir müssen durch. Wir können nicht anders, glaub es mir.«

»Nein, nicht durch. Wenn ich sie nicht stoppe, ist das Leben meines Freundes Suko keinen Pfifferling mehr wert. Darum geht es mir und um nichts anderes.«

»Willst du dich ihnen stellen?«

»Das hatte ich vor, aber ich hoffte auch, daß ich Unterstützung bei den Trooping Fairies bekomme.« Wieder schaute ich sie an und fügte mit leiser Stimme einen Satz hinzu. »Das scheint nun leider endgültig vorbei zu sein.«

Der Feengeist widersprach nicht, während ich darüber nachdachte, wer mir in Aibon noch Unterstützung würde geben können. Da war der rote Ryan, von dem ich nichts gehört hatte, Miriam di Carlo möglicherweise, da waren die Trolle, die Elfen, die Feen, die Tiere, die Pflanzen, sie alle besaßen Leben, atmeten, standen auf meiner Seite. Sie lebten in dem grünen Teil des Landes und nicht auf der furchtbaren Seite, wo der mächtige Druide Guywano regierte.

Wie stand er zu den Reitern?

Mir schoß ein wahnsinniger Gedanke durch den Kopf, der im ersten Augenblick verrückt klang, doch bei einem späteren Nachdenken nicht mehr so unwahrscheinlich wirkte.

Konnte ich den unheimlichen Druidenfürsten Guywano auf meine Seite ziehen?

Eines jedenfalls stand fest. Guywano beherrschte das nicht paradiesische Aibon. Natürlich hatte er oft genug seine Hand

ausgestreckt, um das gesamte Land unter Kontrolle zu bekommen. Es war ihm nicht gelungen. Daß andere eingebrochen waren, konnte ihm demnach nicht gefallen. Derart fette Brocken schnappte man ihm nicht vor der Nase weg. Da würde er auf die Palme gehen.

Ich wurde abgelenkt, als der Feengeist vor mir erschien. Das feinstoffliche Gesicht zeigte, soweit man davon sprechen konnte, einen ernsten Ausdruck. »Deine Gedanken, John, drehen sich um sehr gefährliche Dinge. Du willst Feuer mit Feuer löschen. Das kann nicht gutgehen, Aibon würde darunter leiden und wahrscheinlich restlos zerstört werden. Ich befürchte das.«

»Dann nenne mir eine andere Lösung. Wir stehen allein, Die Horror-Reiter sind eine Macht.«

»Stimmt. Ich muß daran denken, daß die Männer in Grau gerade dich als Schutz oder Retter ausgesucht haben. Sag mir eines, John, und gib eine ehrliche Antwort. Hast du Angst?«

Mit dieser Frage hatte ich nicht gerechnet. Sie überraschte mich, dennoch erfolgte meine Erwiderung relativ spontan. »Ja, Perlhaut, ich habe Angst. Ich bin ein Mensch mit allen Fehlern und Schwächen, und ich habe Furcht davor, zwischen den Mühlsteinen des Grauens zermalmt zu werden. So ehrlich bin ich.«

Plötzlich lächelte Perlhaut. »Ich freue mich, daß ich so etwas von dir gehört habe, denn die meisten Menschen überschätzen sich einfach. Sie wollen die Wahrheit nur selten zugeben, so ist das nun einmal. Sie sind sehr unehrlich.«

Hätte ich es gekonnt, ich hätte Perlhaut in den Arm genommen, an mich gedrückt oder zumindest gestreichelt. Selbst das schaffte ich nicht, zudem zog sich der Geist zurück. Es war bei ihm nicht möglich, eine Gänsehaut zu bekommen, nur wirkte die feinstoffliche Gestalt auf einmal gespannt und aufgeregt.

Nicht nur sie. Auch in die Reihe der Trooping Fairies war eine Veränderung eingetreten. Sie saßen nicht mehr so ruhig auf ihren weißen Rössern, drehten die blassen Gesichter und schauten sich dabei an. Durch ihre Bewegungen gerieten die Glocken ebenfalls ins Zittern. Die kleinen Klöppel schlugen gegen das Glas und trieben ein helles Läuten über die Lichtung.

»Was ist los?«

Der Feengeist gab mir eine Erklärung, mit der ich eigentlich gerechnet hatte. »AEBA kommt!«

»Wo?«

»Die Horror-Reiter sind bereits so nahe, daß sie gespürt werden. Die Trooping Fairies gehören zu den sensiblen Geschöpfen des Landes. Sie merken sehr schnell etwas.«

»Was werden sie tun?«

»Nicht mehr fliehen!« lautete die leise Antwort. »Nein, sie werden

nicht fliehen, denn sie können ihnen nicht davonlaufen. AEBA wird sie überall finden.«

Das war mir klar, und ich machte mich so etwas wie kampfbereit.

Das Kreuz holte ich hervor und ließ es außen an der Brust hängen.

Wie ich es mir schon gedacht hatte, es stand unter dem Einfluß dieses Landes. Das Silber war zwar nicht verschwunden, doch es hatte einen grünlichen Schein bekommen, der wie gepinselt auf dem Talisman lag.

Der Feengeist sah es, die anderen interessierten sich nicht für mich. Sie hatten andere Sorgen und lösten allmählich die Reihe auf.

Das Glockenspiel klang für meinen Geschmack anders als sonst.

Viel härter, irgendwie auch ängstlicher.

In diese abgehackt und hölzern klingenden Töne schwang ein anderes Geräusch mit.

Ein dumpfes Pochen, das dicht über dem Boden schwebte. Da es aus verschiedenen Richtungen zu hören war, konnten wir davon ausgehen, daß sich die Horror-Reiter geteilt hatten und uns in die Zange nehmen wollten.

Sollte ich die Lichtung räumen lassen? Noch bestand eine geringe Chance zur Flucht. Nur glaubte ich nicht daran, daß die Trooping Fairies auf mich hören würden. Sie hatten die Pferde nicht verlassen, drängten sich aber derart zusammen, daß sie auf der Lichtung ein Knäuel bildeten und für die Horror-Reiter eine ideale Beute abgaben.

Das Klopfen veränderte sich, es wurde zu einem Donnern, als wäre ein Gewitter im Anmarsch.

Hoch bis zu den Bäumen stieg es. Die Luft war damit gefüllt, unheilschwanger, eine schlimme, finstere Botschaft verbreitend rahmte es die Lichtung ein.

Mir rann es kalt den Rücken hinab. Auf die Trooping Fairies konnte ich mich nicht verlassen. Ich mußte mich allein der verfluchten Brut stellen.

Mein Blick flog nach rechts. Dicht standen die Bäume des Waldes zusammen.

Plötzlich drang ein kalter Windstoß gegen uns. Ein Vorbote des Schreckens, den die Horror-Reiter schickten. Sie warnten uns, sie erklärten auf ihre Art und Weise, daß das Grauen bald Einzug halten würde.

Unwillkürlich hatte ich mich geduckt. Die hellen Pferde der Reiter bemerkten ebenfalls, daß der Tod sich auf sie zubewegte. Sie zeigten eine große Unruhe, stiegen hoch auf die Hinterläufe und ließen ein ungewöhnlich klingendes Geräusch hören, das mich an ein Grunzen erinnerte.

Sogar die Luft hatte sich meiner Ansicht nach verändert. Sie wirkte gläsern, bestand aus mehreren Scheiben, die versetzt voneinander

aufgebaut waren und es schafften, die Perspektive zu verzerren.

Aibon besaß eben ein anderes Licht.

Mich überkamen die Emotionen. Das Donnern der Hufe, das Brechen der Zweige, das Zerknacken des Unterholzes, all die Spuren, die AEBA auf seinem grauenvollen Ritt hinterließ, drangen überdeutlich an unsere Ohren.

Mein Blick wechselte ständig, während ich auf der Mitte stand und die Hacken eingestemmt hatte.

Wo erschienen sie zuerst?

Längst wurde das Klingen der Glocken von den harten, stampfenden Hufen verschluckt. Eine Glocke der Angst schwebte uns entgegen, der das Grauen folgte.

Plötzlich und unangekündigt waren sie da. Wie Spukgestalten standen sie am Rande der Lichtung und parierten ihre Gäule, die mit schrillem Wiehern auf die Hinterläufe stiegen, die Mäuler öffneten und breite Feuerlohen in die klare Luft stießen.

Perlhaut sah ich nicht mehr. Ich konzentrierte mich außerdem nur auf AEBA, auf diese vier Reiter, die ich seit langer Zeit wieder einmal zu Gesicht bekommen hatte.

Sie zeigten sich nicht verändert.

Noch immer hockten sie auf den schwarzen Pferden. Noch immer trugen sie die Rüstungen, die fast allen Waffen standhielten. Noch immer saßen über ihren gelbbleichen Knochenschädeln die schwarzen Helme mit den offenen Visieren, und noch immer trugen sie als Waffen Lanzen und Schwerter bei sich.

Unter den Hufen der Pferde dampfte es, als hätten diese durch ihre Bewegungen Nebel aus dem Boden geholt.

Sie saßen stolz und schrecklich auf den Rücken. Sie bewegten sich dabei nicht und starrten nach vorn. Dabei behielten sie alles unter Kontrolle, auch mich.

Dann ritten sie an.

Nicht schnell, langsam, von vier verschiedenen Seiten. Sie bewegten gleichzeitig die Arme, so daß sich auch die schweren Lanzen senkten und auf einen Punkt in der Mitte der Lichtung zeigten.

Bisher hatte ich mich nicht gerührt.

Okay, ich hatte Furcht, aber ich dachte auch an Suko, der auf mich seine gesamte Hoffnung setzte. Vielleicht sollte ich jetzt in das kalte Wasser springen.

Ich sprang.

Mit zwei Schritten löste ich mich von meinem Platz und trat den Horror-Reitern entgegen…

***

»Eigentlich hasse ich das Messer!« sagte Suko mit fester Stimme.

»Wollt ihr es nicht wegnehmen?«
»Nein, es bleibt!«
Suko gab nicht auf. »Oder zumindest höherziehen?«
»Auch nicht!«
Das in etwa war der Dialog vor ungefähr einer Stunde gewesen, wie Suko schätzte. In der Zwischenzeit hatte sich nichts weiter ereignet. Die Männer in Grau warteten, und auch Suko wartete darauf, aus seiner Lage befreit zu werden.
Leider war das aus eigener Kraft nicht möglich, die verfluchten Fesseln saßen stramm wie ein Gurt. Er hatte noch einmal versucht, ein Gespräch anzufangen, jedoch keine Antwort bekommen. Die Hüter des Landes Aibon blieben stumm wie die Fische.
Sie gingen nur auf und ab, und die Dielen federten unter ihren Tritten.
So schlecht, wie es zunächst den Anschein gehabt hatte, waren die Lichtverhältnisse nicht. Im Streulicht hatte der Inspektor längst Konturen erkennen können. Er wußte jetzt, wie es in der Hütte aussah und daß die Männer in Grau die im Wege stehenden Möbelstücke zur Seite geräumt hatten, um mehr Platz zu bekommen.
Eine Zeitlang hatte er sie bei ihrem Gang durch die Hütte beobachtet und festgestellt, daß ihre Aufmerksamkeit zwar im Prinzip nicht nachgelassen hatte, sie ihm jedoch nicht immer mit kontrollierenden Blicken bedachten, was er als Vorteil ansah.
Suko hatte, dank seiner Kondition, die Folgen der Betäubung einigermaßen überwunden. Er fühlte sich schon wieder fit und beschäftigte sich zunächst gedanklich mit seiner Befreiung.
Einige Male spannte er die Muskeln an und suchte nach Stellen, wo die Stricke nicht so stramm waren.
Das brachte nichts. Nach dem fünften Versuch gab er auf. Vielleicht konnte er auf eine andere Weise die Fesseln lockern, um sie später loszuwerden.
Er erschlaffte, machte sich so leicht und klein wie möglich, um Räume zwischen sich und den dünnen Stricken zu bekommen, besonders dort, wo die Bänder seine Arme und Hände an den Körper gepreßt hatten.
Wenn ihn nicht alles täuschte, hatte er dies sogar geschafft, und über sein Gesicht glitt ein kurzes Lächeln. Dann lag er still, denn einer der Bewacher trat dicht an ihn heran.
Hatte er etwas bemerkt?
Suko versuchte ihn abzulenken, indem er zunächst breit grinste und fragte: »Sollen wir nicht tauschen, mein Freund? Dann kannst du dich mal gefesselt auf die Pritsche legen.«
»Nein.«
»Doch, es ist…«

Der Mann in Grau hob den rechten Arm. Es sah so aus, als wollte er zuschlagen. »Noch ein Wort, Chinese, und es ist vorbei. Hast du verstanden?«

»Ja, schon gut.«

Der Mann in Grau trat wieder zurück. Innerlich atmete Suko auf.

Dieser Kelch war soeben an ihm vorbeigerutscht. Durch die Nase holte er Luft und ließ wieder Zeit vergehen, bevor er versuchte, die Stricke ein wenig zu lockern.

Bereits nach dem ersten Versuch hörte er damit auf, denn ihm gefiel die Haltung seiner Aufpasser nicht. Beide standen nicht weit von der Tür entfernt und hatten ihre Gesichter auch dem Ausgang zugedreht. Suko konnte aus ihren Mienen zwar nichts ablesen, doch er glaubte daran, daß sich etwas verändert hatte.

Hing es vielleicht mit John zusammen?

Er beobachtete weiter. Einer der Männer schüttelte den Kopf, bevor er seinem Kumpan etwas zuwisperte, der nickte und auf die Tür zuging, wobei er seine Hand auf die Klinke legte, sie aber noch nicht nach unten drückte und noch wartete.

Der andere trat ans Fenster und schaute hinaus in die Dunkelheit.

Um dort etwas erkennen zu können, mußte er schon die Augen einer Katze haben. Seinem Achselzucken entnahm Suko, daß er nach dem Blick noch mehr verunsichert war.

Da öffnete der zweite die Tür.

Die frischere Luft strömte in die Hütte. Es war etwas Wind aufgekommen, er hatte die Kühle vertrieben. Bevor der Mann in Grau die Hütte verließ, sprach Suko ihn an.

»He, hat sich etwas geändert? Ist John zurück? Sind die Horror-Reiter vernichtet?«

»Nein!« Die Antwort hatte der Zurückgebliebene gegeben, sein Artgenosse stand bereits draußen.

Suko ließ nicht locker. »Oder will der nur etwas frische Luft schnappen?«

»Auch nicht.«

»Es ist aber was passiert.«

»Möglich.«

»Und was?«

Der Mann in Grau drehte sich scharf um. Er lief derart schnell auf Suko zu, daß dieser erschrak. »He, was ist? Ich habe nur gefragt, du brauchst doch nicht…« Er schielte dabei gegen die über ihm schwebende Messerspitze.

Der Mann in Grau griff unter seine Kleidung und holte eine Waffe hervor. Suko erkannte, daß es sich um seine eigene handelte. Der Gedanke befand sich noch in seinem Kopf, als er die kühle Mündung auf der Stirn spürte, genau zwischen den Augen.

»Willst du mich erschießen?«
»Vielleicht.«
»Das würde ich mir an deiner Stelle überlegen. Ich habe nichts getan, nur hier gelegen.«
»Was geht draußen vor?«
Suko wurde von dieser Frage überrascht. Wenn er mit allem gerechnet hätte, damit nicht. Er schaffte es sogar, ein Lachen zu produzieren. »Hör mal, was soll das? Woher soll ich als Gefesselter und Gefangener wissen, was außerhalb der Hütte los ist?«
»Da stimmt etwas nicht.«
»Hat dein Kumpan die Hütte deshalb verlassen?«
»Ja.«
»Ich habe keine Ahnung.«
Der Mann in Grau nahm die Beretta nicht von Sukos Stirn fort. Dabei besaßen diese Typen viel stärkere Waffen, um sich wehren und auch damit töten zu können. Die Steine zum Beispiel, die es schafften, Menschen in Staub auflösen zu lassen.
»Wer wußte davon, daß du hier bist?«
»Ihr und John Sinclair.«
»Wer noch?« Zum erstenmal sah Suko direkt in die Augen des anderen und erkannte darin ein kaltes Funkeln, das sogar eine graue Farbe bekommen hatte. »Ich glaube dir nicht. Sinclair muß anderen etwas gesagt haben. Wir sind nicht mehr allein.«
Sukos Lippen zuckten. »Tut mir leid, aber ich habe keinen anderen gesehen.«
»Nicht hier, vor der Hütte. Wir hörten Geräusche, die du nicht vernehmen kannst, aber unser Gehör ist besser als das eines normalen Menschen.«
»Was waren das für Geräusche?«
»So fährt ein Auto.«
»Na und? Viele Wagen rollen unten an der Straße vorbei. Ich weiß nicht, weshalb du dich darüber aufregst.«
»Es hörte sich so an, als hätte dieses Auto gewendet und eine andere Richtung eingeschlagen. Diese Hütte steht zwar einsam, doch es muß noch jemanden geben, der davon weiß.«
»Ich jedenfalls habe nichts gesagt. Ich kann mir außerdem nicht vorstellen, daß John geredet hat. Er ist kein Selbstmörder und bringt auch andere nicht in Gefahr.«
Der Mann in Grau behielt seine Haltung bei, und Suko spürte den Druck der Mündung immer härter auf der Stirn. Allmählich geriet er ins Schwitzen.
Die Typen glaubten ihm nicht. Er wußte auch nicht, wie er es schaffen sollte, sie vom Gegenteil zu überzeugen.
Das war schlecht, sehr schlecht…

Er schaffte es, zur Seite zu schielen. Übergroß kam ihm die rechte Hand des Aibon-Hüters vor und besonders der Zeigefinger, der den Abzug umklammerte. Wenn er ihn um eine Idee zurückbewegte, würde sich der Schuß lösen und Sukos Stirn zertrümmern.

Außerdem war er nicht so ruhig, wie er sich gab. Suko spürte deutlich das Zittern des Mannes, der seine großen Pläne gefährdet sah. Hoffentlich hatten sich die beiden getäuscht.

Der zweite Mann in Grau kehrte zurück. Es quietschte, als er die Tür aufstieß und mit festen Schritten über die Dielen ging. Endlich zog der Typ seine Hand zurück und richtete sich auf, um den zweiten anzuschauen.

Suko war froh, erlöst zu sein. Der harte Druck hatte ihm Kopfschmerzen bereitet.

»Wo ist der Wagen?«

Der Mann, der draußen nachgeschaut hatte, hob die Schultern.

»Ich habe ihn nicht mehr gesehen.«

»Aber noch gehört?«

»Lauter?«

»Kann ich nicht sagen. Ich glaube nicht, daß er an diesem Wald vorbeigefahren ist. Er muß von der Straße ab sein. Vielleicht hat der Fahrer ein Versteck gefunden.«

Wieder zeigte die Mündung auf Suko, jetzt aus einer gewissen Distanz. »Er will nicht reden, obwohl ich ihn unter Druck setzte. Er meinte, es wäre Unsinn. Angeblich hat er niemandem davon erzählt, daß er…«

»Und Sinclair?«

»Das ist die Frage.«

Die beiden waren ratlos. Der Beretta-Typ drehte sich wieder um und ging zu seinem Freund. Die Typen flüsterten miteinander, bevor beide nickten und die Hütte verließen.

Die Tür blieb dabei offen. Wenn Suko die Augen verdrehte, konnte er nach draußen sehen, wo sich die Männer in etwa vier Schritten Entfernung von der Hütte aufhielten und flüsternd miteinander sprachen, damit nur kein Fremder etwas hörte.

Natürlich war Suko gespannt, was sich die Kerle zu sagen hatten!

Leider bekam er nichts mit. Er ging allerdings davon aus, daß sich das Gespräch um John und ihn drehte.

Einer nickte schließlich, um einen Schritt nach hinten zu gehen.

Dann schaute er noch einmal in die Hütte.

»Willst du noch immer nicht reden?« rief er.

»Ich weiß nichts.«

»Gut, wir werden sehen.«

Zu welch einem Entschluß die Männer in Grau gekommen waren, erlebte Suko wenig später mit. Da hatten sie sich gegenüber aufgestellt

und sich die Arme entgegengestreckt.

Die Hände fanden Kontakt.

Fast war es wie bei E.T. nur eben der Funke fehlte, der zwischen ihnen geknistert hätte.

Statt dessen breitete sich ein grüner Flecken aus, eine Art von Lichtteppich und in der Form einem Oval ähnelnd, keinen Kreis. Innerhalb des Lichts wirkten die Männer in Grau wie Bühnenfiguren bei einer schauerlichen Beleuchtung.

Doch das Licht veränderte sich. Es nahm an Intensität zu.

Zwischen ihnen konzentrierte es sich besonders stark. Dort war die Fläche aufgeladen.

Magie pulsierte.

Und dann weiteten sich Sukos Augen, als er das beinahe Unmögliche sah…

***

Der Wagen war gestohlen, allerdings schon vor Monaten. Es war kein neues Fabrikat, was den drei Personen aber relativ egal war.

Ihnen kam es darauf an, daß ihr Fahrzeug Platz bot. Da waren sie mit dem Daimler hochzufrieden.

Sie hießen Diana Lynn, Kalem, der Mann aus dem Orient und Ted Spider, dessen lange, knochige Finger tatsächlich Ähnlichkeit mit den Beinen einer Spinne aufwiesen.

Obwohl sie sich gewissermaßen zur Szene zählten, waren sie schlecht einzuordnen.

Am meisten fiel eigentlich Diana Lynn auf. Schon allein wegen ihrer schrillen, extravaganten Kleidung, von der sie sich einfach nicht abbringen ließ.

Auch an diesem Abend war sie wieder in ein außergewöhnliches Outfit geschlüpft.

Sie trug eine sehr enge Hose, deren gürtelloser Rand praktisch mit dem Bauchnabel abschloß. Die Hose war schwarz und weiß gestreift. Dieses Muster setzte sich bei ihrem Oberteil fort. Ein Top, unter dem bei jeder Bewegung ihre spitzen Brüste hüpften, was Diana überhaupt nichts ausmachte. Zwischen der Hose schimmerte die nackte braune Haut.

Das Haar kämmte sie meist zur Tina-Turner-Mähne. In dieser Woche zeigte es einen Dreifach-Schimmer. Eine Mischung aus Rot, Braun und Blond, wobei die Farben an verschiedenen Stellen ineinander überliefen.

Um den schlanken Hals hatten sich mehrere Reifen aus Metall gelegt. Es waren insgesamt acht. Sie lagen so fest und dicht aufeinander, daß sie kaum gegeneinander klingelten, wenn Diana sich bewegte.

Über Kalem, den Orientalen, war nicht viel zu sagen. Nur daß er aus

Kurdistan stammte, angeblich aus seiner Heimat geflohen war, aber dorthin immer wieder zurückkehrte, um gewisse Geschäfte abzuwickeln. Kalim war ein schweigsamer Bursche mit düsteren Augen und einem kantigen Kinn. Er redete wenig und trug auch bei starker Hitze seine schwarze lange Jacke, die so einiges verbarg, was andere nicht unbedingt zu sehen brauchten.

Ted Spider fiel auch aus dem Rahmen. Nicht allein wegen der erwähnten Finger, auch wegen seiner Glatze, auf deren Mitte ein Maul mit heraushängender Zunge tätowiert worden war.

Sein Outfit bestand aus Leder. Schwarz wie die Nacht und mit zahlreichen Nieten beschlagen. Sein Kopf wirkte trotz der Glatze ziemlich lang. Wenn es je jemand gegeben hatte, der Triefaugen besaß, so traf die Beschreibung auf Spider zu.

Ein Trio, wie es selbst in London nur selten vorkam. Man konnte nicht unbedingt davon sprechen, daß sie befreundet waren, ihre Verbindung sahen sie mehr geschäftlich an, besonders was Kalem anging, denn er hatte den Stoff besorgt.

In den letzten Wochen war Kalem und damit seine Heimat wieder gefragter geworden. Der Nachschub an Stoff aus Kolumbien klappte nicht mehr so gut, man besann sich wieder auf den Orient, und Kalem sah goldene Zeiten auf sich zukommen.

Ted und Diana arbeiteten ebenfalls noch auf eigene Rechnung. Sie waren nur Mittelsmänner, die das Zeug verteilten und die entsprechenden Leute kannten, die es außer Landes schafften, denn sie hatten sich mehr auf Frankreich und Spanien konzentriert, wo es angeblich noch genügend Nachfrage gab.

Guter Stoff, bestes Heroin, das hatte ihnen Kalim versprochen. Erst nach langen Verhandlungen war er bereit gewesen, sie zu dem Versteck zu fahren, wo der Stoff auf seine Abholer wartete.

Die drei gehörten in gewisser Hinsicht zu den arbeitsscheuen Typen, doch diesmal lagen zwei Schaufeln und ein Spaten im Kofferraum. Sie mußten das Zeug ausgraben, und nur Kalem kannte den genauen Ort.

Großstädte sind für Dealer die idealen Absatzmärkte. Verstecke allerdings ließen sich besser auf dem flachen Land finden.

Ted Spider fuhr. Normalerweise hatte er immer eine Kassette laufen, heiße Musik, die so richtig anmachte. Darauf allerdings verzichtete er, denn Kalem mochte die Musik nicht.

Diana Lynn saß neben Spider. Sie hatte die Beine angezogen, eine dünne schwarze Jacke lag auf ihrem Schoß. Als sie den Fahrer anschaute, spitzte sie gleichzeitig die grell geschminkten Lippen. Beim Lidschatten stand sie auf Violett. Diese Farbe zog sich hin bis zu den Nasenflügeln!

»Wie weit noch?«

»Frag Kalem.«

Der Kurde hatte die beiden verstanden. »Ich sage euch früh genug Bescheid.«

»Bockmist!« fluchte die fünfundzwanzigjährige Diana. »Das ist Bockmist, ich bin kein Typ vom Land.«

Kalem lachte. »Denk an den Stoff, der hat seinen Wert. Du kommst glatt auf zweihunderttausend.«

»Pfund oder Lire?«

»Pfund natürlich.«

Diana rechnete nach. Zehn Prozent Provision blieben ihnen. Das war eine ganze Menge. Noch nie zuvor hatten sie einen derartigen Deal gelandet. Die Abnehmer auf dem Festland würden sich freuen.

Es waren vor allen Dingen Künstler, die von dem Pärchen versorgt wurden.

Die Straße war wenig befahren. Längst hatte sich die Sonne zurückgezogen. Im Westen lag nur mehr ein schmaler, heller Streifen am Himmel, der sich allerdings ständig verkleinerte.

Diana holte ein Stäbchen hervor und zündete es an. Der Rauch wieselte durch die Fenster und trieb davon. Es war wie immer in den letzten Tagen verdammt drückend. Wind schien es überhaupt nicht mehr zu geben. Die Luft stand, und nur durch die offenen Fenster schwallte sie herein, brachte allerdings kaum Kühlung.

Noch hielten sie sich auf der normalen Straße. London hatten sie in östlicher Richtung verlassen. Die Ortschaften, durch die sie fuhren, wirkten im Vergleich zu dem hinter ihnen liegenden Moloch winzig. Kleine, verschlafene Städte, in denen nie etwas Aufregendes geschah.

Verkehr herrschte kaum. Hin und wieder begegnete ihnen ein Wagen, manchmal mit jungen Leuten, die auf der Fahrt zu irgendeiner Disco waren.

Allmählich rückte auch der Wald näher. Das Gelände bekam hügelige Formen, und Diana rauchte inzwischen die dritte Zigarette.

Sie war nervös, zu nervös. Das große Geschäft ließ sie leicht erzittern. Auf ihren Handflächen hatte sich Schweiß gebildet. Die Fingernägel, verschiedenartig geschminkt, zeigten eine normale Länge und liefen vorn spitz zu.

Schon manch blöder Typ hatte sie zu spüren bekommen und Narben im Gesicht zurückbehalten.

Wieder rollten sie an einem Ort vorbei. An einer Tankstelle brannte noch Licht. Zwei Jugendliche standen dort und ließen Sprit in einen Motorradtank laufen.

»Es ist nicht mehr weit.« Kalem meldete sich und beugte sich vor.

Mit dem Kinn berührte er fast die Rückenlehne des Beifahrersitzes.

Diana konnte den Kurden riechen. Er roch immer dann besonders stark nach fremden Gewürzen, wenn der Tag sehr heiß gewesen war.

»Wohin müssen wir denn?«

»Nach rechts.«
»Da ist Wald«, sagte Diana.
»Klar und Wege.« Kalem sprach kein gutes Englisch. Deshalb sagte er nur so wenig wie möglich.
»Und du findest die Stelle auch im Dunkeln?« wollte Spider wissen.
»Ich habe Augen wie ein Luchs.«
»Hoffentlich auch ein gutes Gedächtnis.«
»Das versteht sich.«
Aus der Tasche holte der Kurde eine Tüte mit Mandeln. Wenig später zerknackte er die Dinger zwischen den Zähnen. Das Geräusch regte Diana auf, sie sagte allerdings nichts.
Spider hatte jemanden entdeckt. Links am Rand der Straße stand jemand und winkte. Ein üppig gewachsenes Mädchen im Minikleid und mit roten Haaren.
Kalem schnalzte mit der Zunge.
Diana mußte lachen. »Die hättest du gern mitgenommen, was?«
»Klar.«
»Glaube kaum, daß sie auf dem Rückweg noch hier steht.«
»Da kannst du recht haben.«
Die Rothaarige trat mit dem Fuß auf, als der Wagen vorbeihuschte und nicht gestoppt wurde.
Spider lenkte den Daimler in eine Kurve. Längst war es dunkel geworden. Eine irgendwie tiefe, graue Finsternis, in die blaß das Licht der Scheinwerfer hineinstach und sie so gar nicht richtig erhellen wollte. Die Büsche am Straßenrand wirkten wie erstarrte Gespenster, wenn sie vom hellen Schein erwischt wurden.
Links zweigte eine Straße ab. Dort glänzte auch ein Hinweisschild.
Ein paar Yards weiter, auf der rechten Seite, führte ein Weg ins Gelände. Wie eine Schneise teilte er die bewachsene grüne Fläche und zielte dorthin, wo sich dunkel und auf einem Hügel liegend ein Waldrand abzeichnete.
»Ist es da?« fragte Diana.
»Ja.«
»Ein kleiner Wald.«
»Stimmt nicht, nur von hier aus. Wären wir von der anderen Seite gekommen, sähe er größer aus.« Kalem zerknackte wieder eine Nuß.
»Scheiße, kannst du damit nicht aufhören?« schimpfte Diana. »Das geht mir echt an die Psyche.«
»Mandeln und Nüsse tun gut.«
»Kann sein, aber nicht hier.«
»Sei nicht nervös, es wird alles ausgezeichnet laufen. Was ich euch noch sagen wollte, nicht weit von dem Versteck entfernt steht eine kleine Hütte.«
Spider schrak zusammen. »Bewohnt?«

»Nein.«
»Bist du sicher?«
»Ich war dreimal da, habe nie jemanden angetroffen.«
Ted schüttelte den Kopf. »Das gefällt mir nicht«, sagte er und schaltete das Licht aus, »das gefällt mir überhaupt nicht.« Im Dunklen rollten sie weiter über den unebenen Weg, der ihren Wagen mehrmals schaukeln ließ wie ein schweres Schiff.
Diana sagte nichts. Sie sah aber den Schweiß auf Teds Stirn, ein schlechtes Zeichen. Seine Jacke hatte er ausgezogen und trug nur die ärmellose Lederweste auf dem nackten Oberkörper. Im Gürtel steckte ein schwerer Colt, daneben ragte der Griff eines Fallschirmmessers hervor.
Buschzweige kratzten über den Lack wie starre Finger. Die Reifen wühlten sich durch tiefe Rillen.
Der Wald sah nicht nur undurchdringlich aus, er war es auch. Es gab sichtbar keinen Weg, den sie nehmen konnten, aber auch da wußte Kalem eine Lösung.
»Fahr mal nach rechts«, wies er seinen Kumpan an. »Da wirst du einen Pfad sehen, der Benz müßte passen.«
»Ohne Licht klappt das nicht.«
»Dann schalte die Glotzaugen ein.« Er zerknackte wieder eine Nuß. Diesmal zusammen mit einer Mandel, aber leiser.
Das Licht gab dem Unterholz, dem Gras und den Stämmen einen silbrigen Glanz. Man konnte über Kalem sagen, was man wollte, er kannte sich aus. Nach wenigen Yards entdeckten sie tatsächlich die Lücke am Rand, und Ted lenkte das Fahrzeug hinein.
»Wunderbar!« freute sich Kalem.
»Weiter mit Licht?«
»Wie du willst.«
Diana streckte ihre Beine aus. »Schalt es lieber aus!« rief sie. »Ich fühle mich komisch.«
»Wieso?«
Sie leckte über die Lippen und spürte den Geschmack des Stifts.
»Keine Ahnung, nur so.«
»Dann ramme ich die, Bäume!« beschwerte sich Ted und fluchte laut, als ein Ast gegen die Frontscheibe peitschte, das Glas aber nicht zerstörte.
»Wir können auch zu Fuß gehen!« meldete sich Kalem aus dem Fond.
Spider bremste sofort. »Das mache ich auch. Wie sehen deine Treter aus, Diana?«
»Die sind okay.«
»Dann raus aus der Karre!«
Sie verließen den Benz und drückten die Türen behutsam zu. Nur keine weiteren Geräusche. Dieser Wald war nicht nur groß, er bot

auch zahlreiche Verstecke für andere Typen. Spider beruhigte sich selbst. Eigentlich waren sie zu weit von London entfernt. Wer von den heißen Großstadttypen aufs Land fuhr, rollte sicherlich in eine andere Gegend und nicht gerade in diesen Wald.

Diana und ihr Kumpel warteten auf Kalem. Der ließ sich Zeit und warf erst einen Blick in die Runde. Der Wald schwieg. Er umgab sie wie eine düstere Kulisse, in der und hinter der sich allerlei verbergen konnte.

»Was ist denn?« beschwerte sich das Girl.

»Ja, ich komme.«

Ted stieß sie an. »Zieh lieber deine Jacke über. Wie ein Zebra brauchst du nicht herumzulaufen.«

»Glotz dich mal an.« Sie verzog die kleine Nase, zu klein, wie sie fand, sie gab ihrem Gesicht etwas Kindliches. »Rasend komisch finde ich das.«

Kalem ging vor. Der Weg führte noch tiefer in das Gelände. Wie ein geheimnisvoller Pfad, der zu einem Schatz führte.

Für die drei Typen bestand der Schatz aus einem weißen Pulver, das Tod und Verderben über die Menschen brachte, aber darüber dachten sie nicht nach. Für sie zählte allein das Geld, das ihnen der Stoff bringen würde.

Als Großstadtmenschen waren sie es nicht gewohnt, durch die Natur zu gehen. Entsprechend schwierig gestaltete sich ihr Fortkommen. Da Kalem Sprechverbot verordnet hatte, fluchten sie nur im Geiste. Trotzdem konnte gerade Diana den Mund nicht halten. Immer wieder zischte sie Worte durch die Lippen, besonders dann, wenn sperrige Zweige sich in ihrer wilden Haarpracht verfingen.

Kalem war da anders. Er kam aus den Bergen Kurdistans, seit frühester Jugend war er es gewohnt, sich durchschlagen zu müssen.

Ein Gelände wie dieses war für ihn nicht mehr als ein Spazierweg.

Es ging bergauf.

Die drei gerieten ins Schwitzen, zudem verengte sich der Pfad und war an einigen Stellen regelrecht zugewachsen, so daß sie sich vorkamen wie im Dschungel.

Da peitschten die Blätter gegen ihre Haut, da kratzten Zweigenden, manchmal verfingen sich die Schuhe auch in aus dem Boden wachsenden Wurzeln, und altes, unter ihnen liegendes Laub sorgte für manch rutschige Abschnitte.

»Müssen wir bis oben?« keuchte Diana. Sie ging hinter Kalem und starrte auf dessen breiten Rücken.

»Nicht ganz.«

»Wie erfreulich.«

»Da oben steht aber die Hütte. Außerdem laufen wir querfeldein, nehmen eine Abkürzung. Warte nur ab, der Wald wird gleich lichter.«

»Wie ich mich darauf freue, mein Junge!«

Kalem hatte nicht gelogen. Der Abstand zwischen den Bäumen lockerte auf. Auch das Unterholz bestand nicht mehr aus sperrigem Brombeergebüsch wie an vielen anderen Stellen, mehr aus Farn und Gras. Beides traten sie bequem nieder.

Mitten im Hang entdeckte Kalem eine Senke. Sie sah aus wie ein dunkles Loch und war in der Nacht leicht zu übersehen. Über ihr breiteten die Bäume ihr schützendes Dach aus, sie selbst war mit altem Laub und abgerissenem Geäst gefüllt.

»Da ist doch was!« flüsterte Diana. Sie stand neben dem Kurden.

»Ideal für ein Versteck.«

Kalem grinste. »Genau, Herzchen.«

»Hör auf mit deinem Herzchen. Das bin ich nicht, das werde ich nie sein.«

»Wirklich nicht?« Er wollte seine Hand unter ihr Oberteil schieben, aber Diana war schneller und klopfte ihm auf die Finger. »Meine Figur gehört mir, capito?«

»Schon gut.«

»Wo ist der Stoff?« zischte Spider.

»Komm mit.« Kalem ging vor. Das heißt, er rutschte in die Senke hinein.

»Mist auch.« Teds Fluchen half nichts. Sie mußten dem Kurden folgen, der bereits die gegenüberliegende Seite erreicht hatte und auf der Schräge stehenblieb, direkt neben einem gewaltigen, alten Baum, dessen Wurzelwerk sich zwar tief in den Boden geklammert hatte, andererseits aber hervorschaute und wie ein Wirrwarr aus dicken, knotigen Fingern wirkte, die sich ineinander verhakt hatten.

Zur offenen Seite hin bildete das Wurzelwerk eine regelrechte Höhle.

Schräg blieben sie stehen, rangen nach Luft und schauten sich mit funkelnden Augen an.

»Ist es das?« fragte Diana.

»Klar.«

Spider streckte den Arm aus, als er sich vorbeugte. »Und wir müssen da hineinkriechen?«

»Auch.«

Er verdrehte die Augen. »Sehr tief?«

»Ihr nicht. Ich hole es hervor.«

»Ein Glück!« sagte Diana und strich über ihre enge Zebrahose, die einiges an Schmutz mitbekommen hatte.

Dem Kurden machte es nichts aus. Er tauchte förmlich in das Wurzelwerk hinein. Die beiden anderen wunderten sich, daß er es schaffte, bei diesen Sichtverhältnissen den richtigen Weg ans Ziel zu finden.

Diana brachte ihre Lippen dicht an Spiders Ohr. »Meinst du, daß er

uns reinlegen will?«

Ted klopfte auf seine Kanone, bevor er sie streichelte. »Das soll er mal versuchen. Den niete ich hier um und stopfe ihn unter den Baum. Versprochen.«

»Kalem ist gefährlich. Weiß du, was er an Waffen bei sich trägt?«

»Nein.«

»Paß nur auf.«

»Ja, ja, und halt die Schnauze, er kommt wieder.«

In der Tat hatte sich der Kurde schon auf den Rückweg gemacht.

Das Versteck war zu eng gewesen, um sich dort drehen zu können.

So schob er sich mit den Füßen voran heraus und schleifte etwas über den Boden. Es war ein kompakter, viereckiger Gegenstand, eine Kiste mit verschlossenem Deckel.

Nicht sehr groß, einer allein konnte sie bequem tragen. Kalem stemmte sie quer in den Hang. Er zeigte mit den Fingerspitzen auf den Deckel.

»Das ist es.«

»Aufmachen!«

Kalem grinste Ted an. »Noch nicht, Junge. Wie verhält es sich mit der Bezahlung?«

»Du hast den Kies gesehen…«

»Klar, zeig ihn, leg ihn her. Alles Zug um Zug.«

»Traust du uns nicht?«

»Ihr seid nicht die Macher. Die Bosse haben euch den Kies gegeben. Hole ihn raus.«

Ted verdrehte die Augen. Er griff hinter sich. An seinem Gürtel hatte er die schwarze, viereckige Geldtasche aus Leder befestigt. Sie war mit einem Spezialschloß gesichert. Den Schlüssel trug er bei sich, stellte die Tasche neben die Kiste und schloß sie auf, während Diana die Gegend beobachtete, sehr unruhig war, obwohl sie nichts erkennen konnte. Allerdings glaubte sie, aus der Höhe, ungefähr dort, wo der Hang endete, ein Geräusch gehört zu haben.

Der Kurde hatte den Deckel der Kiste ebenfalls angehoben. Das Rauschgift lag in zwei dicken Plastikbeuteln verteilt. Ted starrte den Stoff an, Kalem glotzte auf die Geldtasche. Aus seinem Mund drangen dabei grunzende Geräusche der satten Zufriedenheit.

»Alles klar?« fragte Diana Lynn.

Ohne sein Grunzen zu unterbrechen, nickte der Kurde. Dann schloß er die Tasche, riß sie an sich und überließ den beiden anderen die Kiste mit dem Stoff.

»Okay, noch was. Ich ziehe mich zurück.«

»Heißt das, du fährst nicht mit uns?«

»Nein, Ted.«

In Spiders Augen funkelte es, auch Diana meinte: »Paß auf, der will

uns reinlegen.«

»Quatsch mit Soße, Herzchen. Ich habe einen anderen Weg. Da ist eben al…«

Mitten im Satz verstummte er. Auch die beiden anderen sagten kein Wort, denn sie hatten über sich, wo der Hang auslief, etwas entdeckt. Es war der Widerschein eines grünsilbrigen Lichts, der sich so weit ausgebreitet hatte, daß er über den Rand hinwegkriechen konnte, um dann verschluckt zu werden.

Ted Spider packte zu. Seine Finger umschlossen Kalems Hemd.

»Scheiße, du hast uns reingelegt, du Hund! Was soll das bedeuten, das verdammte Licht!«

Kalem hatte eine Hand frei. Er nutzte es aus. Als Ted ihn zurückdrängen und dabei zu Boden stoßen wollte, spürte dieser die Spitze eines Messers an der Bauchdecke und erstarrte.

»Soll ich durchstoßen?« fragte Kalem. »Du wärst nicht der erste, den ich damit gekillt hätte. In den Bergen meiner Heimat bleichen die Knochen der Soldaten in der Sonne, die ich aufgeschlitzt habe. Also ganz ruhig, der Stahl geht durch.«

»Sicher, sicher.« Ted ließ den Mann los. »Ich habe auch nur gemeint.«

»Was ist denn mit dem Licht?« flüsterte Diana. »Können das die Bullen sein?«

Der Kurde schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Wer denn, Mensch?«

»Keine Ahnung. Wir könnten nachschauen. Denn ich will auch wissen, was sich da abspielt.«

Diana schaute Ted an. Erst als dieser nickte, war auch sie einverstanden. Er putzte seine Stirn ab. Der Schweiß war dick und kalt geworden. Noch immer glaubte er, die Messerspitze auf seiner Bauchdecke zu spüren. Der Hund hätte bestimmt gestochen. Sicherheitshalber fühlte er nach. Blut konnte er nicht ertasten.

Normal bewegten sie sich nicht den Rest der Strecke hoch. Auf allen vieren schlichen sie den Hang hoch, geschickt jede Deckung ausnutzend, wobei sie sich am Wurzelwerk und niedrigem Buschwerk vorbeischlängelten und ihre Flüche unterdrückten.

Wieder ging Kalem voran und bewies allein durch seine Bewegungen, wie sehr er den Großstadtmenschen überlegen war. Trotz seiner relativen Körperfülle kam er geschmeidig voran.

Bevor sie die Ausläufer des ungewöhnlichen Lichtscheins erreichten, stoppten sie. Kalem drehte sich um. Ted und Diana befanden sich auf einer Höhe. In der Dunkelheit wirkte die Haut ihrer Gesichter wie erkaltete Fettmassen.

»Und? Hast du was gesehen?« wisperte die Lynn.

»Nein.«

»Gehört?«

»Auch nicht.« Auf seiner Stirn klebte ein Blatt. Kalem klaubte es weg. »Ich weiß nicht, ob es Bullen sind. Wenn ja, hätten die sich bestimmt unterhalten.«

»Du hast also nichts gehört?«

Der Kurde gab keine Antwort mehr. Er zog sich auch das letzte Stück hoch, um über den Rand blicken zu können.

Er sagte nichts, die beiden anderen merkten nur, wie sich sein Körper versteifte.

»Was ist denn?« zischelte Ted.

Kalem schwieg, so daß die anderen erst an ihn herankommen mußten, um das Unglaubliche erkennen zu können.

»Das… das kann nicht sein!« ächzte Diana und preßte ihre Hände vor die Augen.

Der Kurde und Spider sagten nichts. Zu zweit starrten sie die unglaubliche Szene an…

***

In Aibon bekam mein Kreuz von der Magie dieses Landes zu spüren und gab dies auch zurück, indem ein grünes Leuchten seine Umrisse zeigte. Es reagierte auch nicht so stark wie in der normalen Welt, wurde allerdings auch nicht wertlos. Und so hoffte ich, es gegen die vier Horror-Reiter einsetzen zu können.

Gedanken, die mir innerhalb von Sekunden durch den Kopf schossen und sich irgendwo festhakten. Ich empfand die Szene sowieso als grotesk. Da schritt ich allein den vier Gegnern entgegen, während die Trooping Fairies nichts taten, weil sie den Schock noch nicht überwunden hatten. Auch ohne daß die Horror-Reiter ihre Waffen einsetzten, hielten sie die Anwesenden unter Kontrolle.

AEBA – eine Vision, die zur Realität geworden war. Über Jahre kämpfte ich gegen dieses Grauen an. Hin und wieder erschien es wie ein Blitz aus heiterem Himmel, wie auch jetzt, nur trafen die Horror-Reiter keine Anstalten, auszuweichen.

Sie nahmen mich überhaupt nicht zur Kenntnis, rückten von vier verschiedenen Seiten näher. Ich hörte das Klopfen ihrer Hufe auf dem weichen Boden, spürte den Druck in meiner Brust und konzentrierte mich auf zwei Knochenfratzen.

In ihnen entdeckte ich keinerlei Bewegung. Die leeren Augenhöhlen sahen aus, als wären sie aus dem Gebein geschnitten worden.

Zum Greifen nahe zügelte einer der Reiter sein Pferd vor mir.

»Vorsicht, John!«

Es war eine Warnung, und der kleine Feengeist hatte sie gesprochen. Ich konnte ihn nicht entdecken, möglicherweise schwebte er irgendwo in der Höhe und hielt sich zwischen den Zweigen verborgen.

Es war der Reiter mit dem E auf dem schwarzen Panzer, der seine

Lanze angehoben hatte. Er zielte schräg von der Seite her auf mich.

In dieser Sekunde schwebte ich zwischen Leben und Tod. Kein Trooping Fairies machte Anstalten, sich auf meine Seite zu stellen.

Die Formel!

Himmel, wenn ich das Kreuz aktivierte, hatte ich vielleicht noch eine winzige Chance.

Es kam nicht soweit.

Etwas erreichte mich, zerrte an mir, und ich hatte den Eindruck, als würde sich der Boden unter meinen Füßen öffnen. Plötzlich war ich weg, war alles anders geworden. Innerhalb eines für mich nicht meßbaren Augenblicks war die gesamte Umgebung verschwunden.

Es gab Aibon nicht mehr, ich geriet in einen Taumel, wollte schreien, doch die Überraschung lähmte meine Stimme, denn etwas anderes tauchte vor meinen Augen auf: Zwei Männer, eingehüllt in grünes Licht. Eine freie Fläche, die Umrisse einer Blockhütte, in der Suko gefangengehalten wurde. Meine Augen weiteten sich, ich saugte tief den Atem ein, spürte einen leichten Schwindel, hörte flüsternde Stimmen und spürte die Hand wie eine Klaue am Oberarm.

Jemand hielt mich fest.

Blicke trafen mich. Klare, kalte und graue Augen starrten mich forschend an. Böse war ein Mund verzogen, aber die Haut blieb glatt.

Emotionen zeigten sich nicht.

Erst Aibon, jetzt wieder meine Welt. Himmel, welch ein Wechselspiel! Es war nicht zu fassen.

»Sinclair!«

Das leise ausgesprochene Wort drang wie ein Messerstich in mein Bewußtsein. Ich wußte jetzt Bescheid, daß ich keiner Täuschung erlegen war und wollte mich aus dem Griff lösen, aber der Mann in Grau hielt mich eisern. Im Kopf breitete sich der Druck aus. Es war schwer für mich, ihm zu widerstehen. Meine Lippen zuckten, als ich etwas sagen wollte, doch der andere kam mir zuvor. Er zog mich aus dem grünen, magischen Lichtschein weg hinein in die Dunkelheit der Nacht.

»Willst du wirklich, daß er stirbt?« wurde ich gefragt.

Ich runzelte die Stirn. »Wer?«

»Dein Freund Suko.«

Jetzt verstand ich nur noch Bahnhof. »Moment mal, was hat das mit meinem Freund zu tun? Ich war in Aibon, ihr habt…«

»Wir haben dich geholt.«

»Ja«, sagte ich und nickte langsam, »das habe ich inzwischen bemerkt. Ihr habt mich geholt, verdammt. Und ich kann nun wirklich den Grund für diese Sinneswandlung nicht einsehen, tut mir leid.«

Mein Lachen klang scharf. »Dabei stand ich den Horror-Reitern direkt gegenüber.« Daß sie mir möglicherweise das Leben gerettet hatten,

davon erwähnte ich nichts. »Ich hätte sie vernichten können, ich war dabei, doch eure Magie hat mich erwischt, so muß man es wohl sagen.«

Sie starrten mich von zwei verschiedenen Seiten an. Dabei sagten sie kein Wort. Die Lippen der kaum sichtbaren Münder waren zusammengepreßt, die Gesichter waren nicht mehr flache, glatte Flächen. Bestimmt war es mir gelungen, sie zum Nachdenken zu bringen, und ich drückte ihnen noch einen drauf. »Ich stand dicht davor, sie zu vernichten. Es hätte mich so gut wie nichts gekostet, mein Kreuz hätte seine Magie abgegeben, aber was…«

»Stimmt es?«

»Natürlich.«

Zum erstenmal sah ich so etwas wie Regung in den glatten Gesichtern. Die Männer in Grau gaben sich zwar nicht zerknirscht, sie waren nur nachdenklich geworden. Dabei hielten sie die Hände so, daß ich gegen die Flächen schauen und die Steine erkennen konnte. Es waren ihre Waffen. Damit konnten sie töten und auch magische Felder aufbauen, die eben diese ungewöhnlichen Reisen ermöglichten.

»Nun?«

Einer von ihnen hob den Kopf und drehte ihn mir zu. »Es gibt ein Problem«, erklärte er.

»Welches? Meint ihr meinen Freund? Wie geht es ihm? Lebt er noch? Was habt ihr mit ihm gemacht?«

»Nicht so schnell, nicht so schnell. Er lebt.«

»Kann ich mich davon überzeugen?«

»Später.«

»Wenn du die Reiter vernichtet hast«, fügte der zweite Mann in Grau noch hinzu.

Ich lachte bitter. »Ihr habt mich weggeholt, ob sich noch einmal die Chance ergibt, weiß ich nicht.«

»Du wirst sie schon bekommen. Wer, John Sinclair, hat von allem hier gewußt?«

Ich runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Wie meinst du das denn, zum Teufel?«

»Wir haben etwas gehört.«

»Ich auch.«

»Verdächtige Geräusche, den Motor eines Autos. Jemand muß sich hier in der Nähe aufhalten. Wir wollen von dir wissen, wem du von deinem Besuch berichtet hast?«

»Keinem!«

»Das glauben wir dir nicht!«

Ich breitete die Arme aus. »Es interessiert mich einen Dreck, ob ihr mir glaubt. Jedenfalls habe ich keiner Menschenseele etwas gesagt.«

Ich drehte mich auf der Stelle. »Wo sollen sie denn sein, verdammt?

Wo sind eure…?«

»Wir haben den Motor gehört.«

»Es interessiert mich nicht!« flüsterte ich scharf. »Ich will meinen Partner freibekommen, versteht ihr? Ich werde jetzt in die Hütte gehen und die verdammte Vorrichtung zerstören.«

Beide schüttelten die Köpfe, obwohl nur einer von ihnen redete.

»Nein, das wirst du nicht!«

»Wollt ihr mich daran hindern?«

»Sicher.« Ich blickte plötzlich in die Mündung einer Pistole und stellte fest, daß es eine Beretta war, also Sukos Waffe. Sie hatten sich wirklich gut eingedeckt und an alles gedacht. »Du weißt, daß wir noch andere Mittel besitzen. Du spielst nicht nur mit deinem Leben, auch mit dem deines Freundes.«

Ich ging aufs Ganze und schob die Hand mit der Beretta zur Seite.

Der Mann in Grau schoß auch nicht. »Noch einmal«, sagte ich mit fester Stimme. »Ich habe mit keinem Menschen über meine Mission gesprochen. Das schwöre ich. Wer etwas anderes denkt, kann mich mal. Und jetzt möchte ich eigentlich wieder zurück, ich habe noch eine Aufgabe zu erledigen. Wenn sich tatsächlich jemand in der Nähe herumtreiben sollte, kann das nur ein Zufall sein.«

Ob sie es mir abnahmen, war fraglich. Wann immer ich auch geblufft hatte, was schon oft passiert war, in diesem Fall sprach ich die Wahrheit.

Sie überlegten. Auf ihren Gesichtern zeichnete sich nichts ab. Dennoch war ich sicher, daß sie nachdachten. Wahrscheinlich waren sie sich nicht sicher, ob sie mir tatsächlich die weiteren Aufgaben überlassen sollten.

Der Graue mit der Beretta fragte: »Du hast die Horror-Reiter also gesehen?«

»Ja, und die Trooping Fairies ebenfalls.« Ich suchte nach den passenden Worten. »Ich erkannte sie kaum wieder. Sie sahen zwar aus wie immer, aber trotzdem waren sie anders. Sie hatten jeglichen Mut verloren, ihre Aktivität war dahin. Sie hatten aufgegeben, als wäre Aibon schon verloren. AEBA hat die Blutspur hinterlassen, davon müssen wir ausgehen. Und die Reiter werden weiter für Tod und Grauen sorgen, wenn ihnen nicht jemand Einhalt gebietet. Ich habe es tun wollen, stand sehr dicht davor, doch ihr kamt mir in die Quere. Deshalb bin ich nicht bereit, eure Vorwürfe entgegenzunehmen.«

Sie hatten mich ausreden lassen, steckten dann die Köpfe zusammen und flüsterten miteinander. Was sie beredeten, konnte ich nicht verstehen, war aber überrascht, als sie mir plötzlich ihren Vorschlag unterbreiteten.

»Gut, Sinclair, wir glauben dir sogar.«

»Wie nett.«

»Aber wir wollen uns selbst davon überzeugen, ob du tatsächlich nicht gelogen hast.«

Ich wußte, was kam und sprach es auch aus. »Das heißt, ich werde nicht allein nach Aibon reisen.«

»Richtig.«

Mein Lächeln fiel schief aus. »Verbieten, mich zu begleiten, kann ich euch nicht. Schließlich ist Aibon eure Heimat. Also gut, laß uns dorthin reisen. Doch zuvor«, ich drehte den Kopf und schaute auf die offenstehende Tür der Hütte, »möchte ich mich davon überzeugen, wie es meinem Partner geht.«

»Er lebt!«

»Darf ich selbst nachforschen?«

Sie nickten zugleich, aber sie blieben an meiner Seite, als ich auf die Tür zuschritt. Wie zwei Soldaten flankierten sie mich, weil sie befürchteten, ich könnte Suko befreien.

Suko lag noch gefesselt auf der Pritsche. Die dünnen Seile schnitten hart in seine Kleidung und erwischten auch die Haut. Als er mich sah, zuckte es in seinem Gesicht. »Hallo, Partner, hast du es geschafft? Sind die Horror-Reiter…«

»Nein, sie sind es nicht!«

»Das habe ich mir gedacht. Du bist ohne Ergebnis zurückgekehrt, und der Zahnstocher über mir wird sich immer tiefer senken, wie ich annehme.«

»Das kann geschehen«, antwortete einer meiner Begleiter. »Wenn Sinclair nicht spurt.«

»Was soll er denn jetzt wieder tun?«

»Noch einmal nach Aibon reisen«, sagte ich, »und es bei einem zweiten Anlauf versuchen.«

»Warum hast du nicht sofort…?«

»Das ist eine zu lange Geschichte, Suko. Ich wollte mich nur davon überzeugen, daß du noch lebst.«

»O ja, mir geht es gut, irre gut, das siehst du doch. Vielleicht könnte man nur meine Lage wechseln und mich auf den Bauch drehen. Das wäre mir momentan angenehmer.«

»Es wird nicht klappen, Suko, die beiden Herren haben beschlossen, mich zu begleiten.«

»Sie wollen nach Aibon?«

»Richtig.«

»Für wie lange?«

Die Antwort gab der Mann in Grau. »Du brauchst dir keine Hoffnungen zu machen. Wir werden rasch genug wieder zurücksein, um uns um dich kümmern zu können.«

»Nicht nötig, laßt euch Zeit.« Suko hatte mich während der Antwort starr angeschaut, jedoch von mir keinen Hinweis erhalten können,

weil ich selbst nicht wußte, was die andere Seite genau plante.

»Dann mach's mal gut, Alter«, flüsterte ich und nickte Suko zum Abschied zu.

»Okay…«

Die Männer in Grau hatten mich in die Mitte genommen. Um die ungewöhnliche Reise antreten zu können, brauchten wir die Hütte nicht zu verlassen. Die Magie konnte überall entfacht werden.

Es gelang.

Aus den grauen Steinen schienen grüne Sterne zu werden. Ich merkte, daß ich den Boden wieder einmal unter meinen Füßen verlor. Auf einen der Männer hatte ich meinen Blick gerichtet. Ich sah ihn für die Dauer eines langen Atemzuges noch ziemlich klar und scharf umrissen. Dann verwischten die Konturen, als hätte jemand mit beiden Händen über ihn gestrichen.

Er war weg, der andere auch, ich ebenfalls.

Aibon hielt uns umfangen. Genau der gleiche Ort im Wald, den ich schon kannte.

Die Bäume, die Lichtung – und…

Meine Augen weiteten sich. Ich hatte Mühe, die Tränen des Schocks zurückzuhalten, denn was ich auf diesem Platz zu sehen bekam, war einfach grauenhaft…

***

Die waren abgebrüht, sie hatten einiges hinter sich, sie kannten London von seiner finstersten und schlimmsten Seite und waren durch manche Höllen gegangen.

Was sie allerdings hier am Hang geboten bekamen, das war nicht zu fassen, das konnten sie kaum in Worte fassen, und über ihre Rücken rannen Schauer, die sich schließlich zu Gänsehäuten verdichteten.

Das grüne Licht, die beiden Gestalten, aus deren Händen es zu fließen schien und dann die dritte Person, ein blondhaariger Mann, der wie aus dem Nichts erschienen war und von einem der komischen Typen mit einer Waffe bedroht wurde.

Wer in London sich oft genug auf der Flucht befindet, der besitzt einen Instinkt für gewisse Situationen. Der war auch den drei Zuschauern gegeben. Sie wußten genau, daß sie sich nicht rühren durften, mußten still liegen bleiben und abwarten.

Hin und wieder verstanden sie etwas von dem, was gesprochen wurde. Nur begriffen sie es nicht. Je länger sich die Unbekannten unterhielten, um so rätselhafter wurden die Sätze.

Schließlich gingen sie ins Haus. Der Blondhaarige wurde regelrecht abgeführt.

Erst nachdem die Blockhütte die drei Gestalten geschluckt hatte, rührte sich Diana. »Das packe ich nicht!« keuchte sie. »Das… das geht

nicht in meinen Schädel. Wie ist es mit dir, Ted?«

Spider gab einen Laut von sich, als wollte er würgen. »Ich bin durchgedreht.«

»Drehen ist gut, Spider. Vielleicht drehen sie dort einen Film. Kann doch sein – oder?«

»Ohne Kameras?« fragte Kalem nur.

»Er hat recht.«

Noch liegend drehte Diana ihren Kopf zur Seite. Über die Haut schabte Gras. Schmutz und Blätter klebten ebenfalls in ihrem Gesicht. »Kann doch sein, daß sie üben. Und wo kommt das grüne Licht her? Auch der Mann, der da plötzlich stand…«

»Tricks«, gab Spider zurück. »Wie bei Star Treck, da haben sie doch auch gebeamt.«

»Hier ist aber kein SF-Film!« zischte Diana.

Kalem regte sich bei seiner Frage auf. »Was sollen wir denn sonst denken, verdammt? Spuk, böse Geister und so ähnlich?«

»Kann sein.«

»Unsinn.« Er schüttelte den Kopf und winkte nahezu wütend ab.

»Das ist blühender Unsinn, ist das.«

»Hast du eine andere Erklärung?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Na also.«

»Aber trotzdem ist das Mist, großer Mist sogar.« Kalems Augen funkelten, als er sich drehte. Die Hände hatte er zu Fäusten geballt.

»Ich bin sauer und frage euch, was der Mist zu bedeuten hat?« Das Wort Mist sprach er gerne aus.

»Wir wissen nicht alles!« erklärte Ted. »Und jetzt tu mir einen Gefallen, halt dein Maul! Ich will nicht, daß uns andere hören, klar?«

»Ja, ja, schon gut.«

Sie blieben still, auch wenn es ihnen schwerfiel. Um die Hütte besser erkennen zu können, waren sie ein Stück gerutscht. Sie sahen die offenstehende Tür, aber nicht, was sich in dem Raum abspielte.

Dazu war es zu dunkel.

Bis zu dem Moment, als sich das grüne Licht auch in der Hütte ausbreitete, als hätte jemand einen blassen Teppich aufgerollt. In seiner Mitte standen die drei Personen, sehr gut jetzt zu erkennen, aber sie entdeckten auch noch etwas anderes im Hintergrund des kleinen Raumes. Dort mußte jemand liegen.

Jedenfalls hatte es den Anschein, und dieser Jemand rührte sich nicht vom Fleck.

»Das wird immer komischer, das ist…« Die Stimme der jungen Frau versagte, denn urplötzlich war das grüne Licht verschwunden und mit ihm auch die drei Personen.

»Ohhh«, stöhnte Diana. Mehr konnte sie nicht sagen.

Auch die beiden anderen schwiegen. In ihren Mägen breitete sich ein dumpfes Gefühl aus, sie schwitzten wie verrückt. Schweiß und Dreck vermischten sich auf den Gesichtern zu einem schmierigen Film.

Sie warteten.

Die Zeit verstrich. Sekunden reihten sich aneinander und wurden zu langen Minuten, ohne daß sich etwas innerhalb der Hütte gerührt hätte. Keiner sprach mehr ein Wort. Die Hitze des vergangenen Tages hatte einer Feuchtigkeit Platz schaffen müssen, die von unten her durch die Kleidung drang und einen klebrigen Film auf ihren Körper bildete. Sie alle spürten die Gänsehaut, das harte Klopfen ihrer Herzen. Obwohl sie das gleiche gesehen hatten und darüber nachdachten, kam es ihnen nicht in den Sinn, auch darüber zu reden.

Nur Diana mußte etwas sagen. »Bullen waren das bestimmt nicht. Schon ein Vorteil.«

»Was hast du denn vor?« Ted Spider kannte Diana gut genug.

Wenn sie so redete, war etwas im Busch.

»Nachschauen. Die Hütte ist doch leer. Wir könnten hineingehen und einfach nachschauen.«

»Und dann?«

»Weiß ich auch nicht.«

»Mir ist es so vorgekommen, als hätte in der komischen Hütte noch jemand gelegen«, sagte der Kurde.

»Das habe ich auch gesehen.« Diana Lynn nickte im Liegen.

»Ein Penner, wie?« flüsterte Spider.

»Ich will es genau wissen.« Diana erhob sich. Sie wollte zudem nicht länger auf dem schmutzigen Waldboden liegen. Mit beiden Händen strich sie über ihre enge Kleidung und reinigte sie zumindest notdürftig vom klebrigen Dreck.

Nach zwei Schritten blieb sie stehen und drehte sich um. »Wollt ihr nicht kommen?«

Auch der Kurde und Spider erhoben sich. Neben Diana blieben sie stehen. »Das ist ganz schön beschissen, will ich dir sagen«, flüsterte Kalem. »Richtig widerlich.«

»Du kannst ja verschwinden. Das Geld hast du bei dir. Nichts wird dich stören.«

Kalem knetete sein fleischiges Gesicht mit den Fingerspitzen.

»Nein, nein, ich mach da schon mit.«

»Dann bitte.«

Sie blieben beisammen. Diana hatte mehr Mut gefaßt. Sie ging vor ihren Begleitern her, den Blick starr auf die Hütte gerichtet. Ein Zittern in den Knien konnte sie trotzdem nicht unterdrücken, und der Schweiß trocknete ebenfalls nicht.

Bleich und angespannt waren ihre Gesichter. Die Augen befanden sich in ständiger Bewegung. Sie rechneten jeden Moment damit, daß

die Unheimlichen innerhalb des grünen Lichts wieder erscheinen konnten. Teds und Kalems Hände lagen auf den Griffen der Waffen.

Beide Männer waren aufgeputscht und bereit, sofort zu schießen, sollte sich irgend etwas ereignen, was ihnen querging.

Das passierte nicht. Ungehindert kamen sie bis dicht an die Hütte heran, wobei sie sich nicht trauten, sie zu betreten und erst einmal durch die offenstehende Tür in die Dunkelheit starrten.

»Was ist jetzt mit deiner Gestalt?« wisperte Ted.

»Ich habe sie nicht mehr gesehen.«

»Täuschung, wie?«

»Nein, verflucht, das nicht. Ich weiß, daß sich da jemand aufhält.«

»Dann zeig ihn mir doch.«

Ted war es leid. Unter der Kleidung trug er verborgen eine Taschenlampe. Nicht sehr groß, dafür handlich. Er schaltete sie ein, leuchtete zunächst auf den Boden und dann in die Hütte.

Der Kreis wanderte weiter. Erst nach links, dann nach rechts, glitt höher, erreichte die Wand, wischte über eine ausgeschaltete Lampe hinweg, dann blitzte etwas auf und…

»Kommt ruhig näher«, hörten sie die Stimme eines Fremden. »Ich beiße nicht.«

Ted löschte die Lampe, tauchte zur Seite und zog seine Waffe.

Auch Kalem hatte das Messer hervorgezogen, die Klinge wies genau auf die offene Tür.

»Wer?« hauchte Diana, räusperte sich, schob ihren Kopf vor und fragte lauter in die Dunkelheit. »Wer bist du, verdammt?«

»Einer, der sich nicht rühren kann. Man hat mich gefesselt. Wäre nett, wenn ihr euch das anseht.«

Sie drehte sich zu Ted um. »Sollen wir?«

»Ich weiß nicht…«

»Es kann auch eine Falle sein!« befürchtete Kalem.

»Der ist doch gefesselt.«

»Hast du das gesehen?«

Diana grinste. »Nein, aber ich traue ihm. Ich werde hineingehen. Ist mir egal, was ihr denkt.«

»Wir haben noch unsere Kanonen«, sagte Ted. Er blies gegen die Mündung, als wollte er sich selbst Mut machen.

»All right.« Auch der Kurde war einverstanden, schüttelte gleichzeitig den Kopf und sagte etwas in seiner Heimatsprache, das sich wie ein Fluch anhörte.

Es gefiel ihnen überhaupt nicht, was sie da taten, doch da war der Zwang, dem sie nicht entwischen konnten.

Bis zum Eingang waren es nur wenige Schritte. Warmer Wind fuhr gegen ihre Gesichter. Zudem war es feuchter geworden. Bald würden aus dem nassen Boden dünne Nebelfetzen steigen und sich verteilen

wie Tücher. So etwas passierte oft vor einem Wetterumschwung.

Unter Spiders Füßen knarrten die Bohlen. Er erschrak selbst über das Geräusch. Ein Schauer rann über seinen Körper. Er blickte nach rechts und links, konnte nichts erkennen. Die Hand in seinem Rücken gehörte Diana Lynn.

»Mach wieder Licht.«

Wenig später sahen sie mit eigenen Augen, daß der Sprecher nicht gelogen hatte. Er lag tatsächlich gefesselt auf einer Pritsche, ohne sich bewegen zu können.

Wer immer das getan hatte, er war ein Teufel gewesen, denn über der Brust des Gefesselten – einem Chinesen – schwebte ein Messer.

Die Waffe hing an einer besonderen Konstruktion herab, die allerdings nicht in Betrieb war, so daß sich das Messer nicht weiter nach unten senken konnte.

An die Sprachlosigkeit hatten sich die drei Dealer schon fast gewöhnt. Auch jetzt brachten sie kein Wort hervor und konnten nur staunen, welch eine Szene sich ihnen hier bot.

Kalem trat näher an Suko heran.

Der Inspektor nahm seinen ungewöhnlichen Geruch wahr. Der Kurde beugte sich über ihn.

Sehr fachmännisch überprüfte er Sukos Fesseln und nickte zufrieden, als er sich aufrichtete. »Das waren Profis, die das taten. Weshalb hat man dich gefesselt?«

»Wenn ich das wüßte.«

»Er will nicht reden!« sagte Ted.

Der Kurde wußte genau, was er zu tun hatte. Plötzlich sah sich Suko von zwei Messern bedroht. Eines schwebte über ihm, das andere war nicht weit von seiner Kehle entfernt. Es besaß eine schmale, scharfe Klinge, die auch Papier blitzschnell durchtrennen konnte.

Haut würde keinen Widerstand entgegensetzen.

»Wer?« fragte Kalem.

»Ich würde dir raten, zu reden, Chinese«, schlug Diana vor. »Unser Freund ist manchmal ungeduldig.«

»Ihr müßtet sie gesehen haben.«

»Ach ja?«

»Die beiden Männer.«

»Ich weiß.« Kalem nickte. »Da war plötzlich noch ein dritter Typ. Der wirkte so, als wäre er vom Himmel gefallen. Einfach runter, weißt du? So komisch.«

»Ja, ist mir klar.«

»Gut, und wer war der dritte?«

»Ein Kumpel.«

»Wie kam er her?« wollte Diana wissen. »Das war schon wie in einem SF-Film.«

Suko lachte leise. »Kann ich dir sagen. Hast du schon etwas von Magie gehört? Zeitreise, transzendentale Tore und so. Dadurch ist er gekommen. Er reiste innerhalb einer winzigen Zeitspanne von einer Welt in die andere.«

Laut lachte Spider auf. »Das sollen wir dir glauben? He, Kalem, was ist mit dir?«

Der Kurde war sehr nachdenklich. Er hatte auch das Messer wieder etwas zurückgezogen. »Ja«, murmelte er, »so etwas Ähnliches habe ich mir schon gedacht. Es kann doch sein.« Er drehte sich zu den beiden um. »Denkt an das Licht, an das plötzliche Erscheinen, an das…«

»Tricks«, sagte Ted.

»Nein, Magie!« meldete sich Suko. »Wißt ihr was? Es ist gefährlich für euch, hier in der Hütte zu bleiben. Deshalb schlage ich vor, daß ihr mir die dünnen Stricke durchtrennt und dann verschwindet. Sollten die beiden Männer in Grau wiederkommen, kann ich für nichts garantieren. Das schreibt euch mal hinter die Ohren.«

Er gab seiner Stimme einen sehr ernsten Klang. »Und sie werden zurückkommen, das kann ich euch versprechen, nur kenne ich den Zeitpunkt nicht.«

»Die beiden?« echote Spider. Lauernd starrte er Suko an. »Das kann ich nicht glauben. Da war noch jemand, ein dritter. Was ist eigentlich mit ihm? Er erschien wie – ähm – wie einer, der sich hergebeamt hatte. Das glich…« Spider begann zu stottern. Weder Diana noch Kalem unterstützten ihn.

Suko lächelte. »Keine Sorge. Dieser Mann steht auf meiner Seite. Er ist ebenso ein Gefangener der Männer in Grau, wie ich es bin. Nur auf eine andere Art und Weise. Euch dieses näher zu erklären, übersteigt im Augenblick die Grenzen. Schneidet mir die Fesseln durch und zerstört auch die Konstruktion.«

Damit war das Messer gemeint. Die Dealer hatten der Waffe ab und zu scheue Blicke zugeworfen. Diana fragte: »Sag mal, hat der Zahnstocher auch schon höher gehangen?«

»Das hat er.«

»Und irgendwann erwischt er dich, wie?«

»Wenn die Typen zurückkommen, bestimmt.«

Plötzlich trat Spider mit dem rechten Fuß auf. Das dabei entstehende Geräusch dröhnte durch die Hütte. Selbst Kalem schrak zusammen und fuhr Ted wütend an.

Der kümmerte sich nicht um ihn, ging in die Knie, zog seine Kanone und ließ Suko in die Mündung schauen. »Losschneiden, wie?« Er lachte. »Ich glaube, du spinnst. Einen Teufel werde ich tun. Du willst uns hier verarschen, Schlitzauge. Schlichtweg verarschen. Ich will von dir wissen, wer dich geschickt hat?«

»Sorry?«

»Die Konkurrenz?«

»Ich verstehe noch immer nicht.«

Suko brauchte nicht zu lügen. Daß dieses Trio irgendwo Dreck am Stecken hatte, stand für ihn fest. Er hatte es nur noch nicht geschafft, die Besucher einzuordnen. Der Glatzkopf hatte von einer Konkurrenz gesprochen, was meinte er damit? »Für wen soll ich denn arbeiten?« fragte Suko. »Wer ist eure Konkurrenz? Wenn du mir Namen sagst, könnte ich vielleicht…«

»Das weißt du selbst.«

»Nein!«

»Ich erschieße dich!« keuchte Spider. »Hier steht zuviel auf dem Spiel, um dich am Leben zu lassen. Wir können die Scheiß-Hütte hier auch anstecken, das macht uns nichts aus.«

»Richtig«, sagte Suko, der die Nerven behielt. »Es mag im ersten Moment so aussehen, daß ich für die Konkurrenz arbeite, was immer das auch zu bedeuten hat. Nur – wenn dem wirklich so ist, weshalb liege ich dann gefesselt hier? Als Konkurrent würde ich doch draußen herumlaufen und versuchen, euch auszuschalten. Oder liege ich da falsch?«

Spider stand wieder auf. Er war unsicher geworden. Jetzt zielte er schräg gegen Suko. »Ich weiß nicht, wie es zusammenhängt, jedenfalls kommt es uns verdammt komisch vor, daß wir dich ausgerechnet heute hier finden und zwei Kerle erscheinen, die von einem komischen Lichtschein umgeben sind, in den ein dritter auftaucht. Du willst uns das mit Magie erklären, aber darauf pfeife ich. Das kann nicht sein.« Er drehte sich scharf um. »He, Kalem, was ist mit dir? Glaubst du an Magie?«

»Nein.«

Spider grinste. »Wunderbar. Und was würdest du mit ihm machen, mein Freund?«

»Ich werde verschwinden. Wir haben lange genug hier herumgestanden und Zeit verplempert. Tut mir leid, daß ich das so sagen muß. Außerdem ist es euer Problem, ich kehre London den Rücken.«

Ted fluchte. »Soll ich ihm die Kugel geben?«

»Wäre humaner als die Konstruktion in Gang zu setzen.«

Ted lachte schrill. Dabei leuchtete es in seinen Augen auf. Er hatte plötzlich eine Idee bekommen. Sehr langsam drehte er den Kopf und schaute sich die Konstruktion an. »Sieht gar nicht schlecht aus, das Ding!« flüsterte er. »Das ist wirklich irre gut. Wir könnten es eigentlich versuchen.«

»Dann laß mich gehen!« erklärte Diana.

»Nerven, wie?«

»So ungefähr.«

Suko hatte sich auf die Unterhaltung des Trios konzentriert und auch jede der drei Personen genau unter Kontrolle gehalten. Sie waren sich selbst nicht sicher, was sie unternehmen sollten. Diese Situation überforderte sie, besonders die junge Frau in ihrer auffallenden Zebra-Kleidung, die nicht wußte, wo sie hinschauen sollte, ob zur Seite, zur Decke oder in das Gesicht des Gefesselten.

»Na?«

Kalem hob die Schultern. Dabei ließ er sein Messer verschwinden.

Ein Zeichen, daß Suko nicht sein Problem war und er den Gefangenen Ted Spider überlassen wollte.

Diana hob die Schultern. »Du hast viele Möglichkeiten durchforstet«, sagte sie, »aber eine hast du vergessen.«

»Ach ja? Und welche bitte?«

»Vielleicht ist er ein Bulle!«

Von einer Sekunde zur anderen bekam Spider einen stieren Blick.

Wenn der Glatzkopf das Wort Bulle hörte, reagierte er allergisch.

Auf der Kopfhaut bildete sich ein sichtbarer Schauer. »Ein… ein Bulle«, flüsterte er, »ein Bulle – ach wie schön, wie wunderschön. Zu schön, um wahr zu sein. Bullen sind meine allerliebsten Freunde. Ich liebe sie, ich bin ihnen so dankbar, sie sind einfach phantastisch. Ich könnte sie immer küssen und sie gleichzeitig abknallen.« Er gab einen Schrei, als er herumfuhr. »Bist du ein Bulle, Chink?«

Suko blieb ruhig. »Sehe ich so aus? Sieht so ein Bulle aus? Ich glaube, bei dir ist einiges verkehrt gelaufen.«

»J… ähm nein.«

»Komm schon, Meister. Ich bin kein Bulle. Man hat mich hier überrascht, das ist alles.«

»Und was wolltest du hier im Wald?«

»Brombeeren suchen.«

Wieder schrie Spider. Er fühlte sich auf den Arm genommen und ärgerte sich darüber, daß der Gefesselte keinen allzu großen Respekt vor ihm und den anderen zeigte. Saugend holte er tief Luft, sein Blick bekam einen stieren Ausdruck, und er senkte den Kopf.

»Bulle!« keuchte er, »ich glaube jetzt, daß du ein Bulle bist, und zwar ein sehr raffinierter, einer, den sie aus einem anderen Land geholt haben und ihn in London einschleusen. Klar?«

»Ja.«

»Dann bist du einer?«

Suko stimmte noch nicht zu. Als einziger hatte er gesehen, daß sich vor der Hütte etwas verändert hatte. Die dort liegende Dunkelheit bekam einen anderen Schein. Das grüne Leuchten durchdrang die Finsternis wie ein Schleier. Noch waren die beiden Männer in Grau nicht zu sehen und John Sinclair ebenfalls nicht, doch Suko ging davon aus, daß sie sich sehr schnell zeigen konnten.

»Bulle oder nicht? Rede, Chinese! Bist du ein Sonderbulle? Ich werde dir deinen platten Schädel zerschießen, ich mache dich alle. Ich räume dich leer!«

»Das kannst du nicht mehr!« erwiderte der Inspektor gelassen.

»Das ist nicht möglich.«

»Wieso nicht?« Spider reckte sich. Er mußte einfach den Überlegenen auch durch seine Haltung dokumentieren.

»Ganz einfach, Glatzkopf. Schau mal nach draußen!«

Spider tat es nicht. Er sah in Sukos Gesicht, suchte darin die Antwort. Diana und Kalem hatten die Aufforderung ebenfalls verstanden. Die Frau war es, die sich drehte.

Ihr leiser Ruf ließ auch Spider aufhorchen. Er glotzte aus großen Augen gegen die Tür, deren Ausschnitt von diesem für ihn unnatürlichen und unbegreiflichen Schein ausgefüllt worden war.

Genau in der Mitte standen zwei Gestalten.

Die Männer in Grau!

***

Sie rührten sich nicht. Sie waren lautlos gekommen, und sie wirkten in diesem Augenblick wie Wesen, die sich auf die Begegnung der Dritten Art vorbereitet hatten.

Flache Gestalten, flache Gesichter, Arme, die rechts und links der Körper hingen, die so gedreht waren, daß die Handflächen nach vorn zeigten.

Sie waren gefüllt. Auf ihnen lagen ungewöhnliche Gegenstände, die aussahen wie Klumpen.

Suko wußte, daß es die magischen Steine waren. Im Besitz der Männer in Grau waren es gefährliche Waffen, da in ihnen die Kraft des Landes Aibon steckte.

Das wußten die drei Verbrecher nicht. Sie waren nur von dem Auftauchen der Aibon-Männer derart überrascht worden, daß es eine Weile dauerte, bis sie sich gefangen hatten.

Ob die Männer in Grau ebenfalls überrascht waren, ließ sich nicht erkennen. Sie zeigten keinerlei Gefühle, nur das grüne Licht umtanzte sie.

Der Glatzkopf schluckte. Ein paarmal bewegte sich sein Adamsapfel. Diana sagte ebenfalls nichts. Sie erinnerte in ihrer Haltung an eine Figur, die allmählich zum Leben erwacht und dabei intervallweise Luft einpumpte.

Kalem hatte die Augen zu Schlitzen verengt. Die Unterlippe war leicht vorgeschoben, seine Haltung sprungbereit. Er konnte jeden Augenblick vorwärtsschießen.

Es war Ted, der durchdrehte. Ein professioneller Killer hätte sich kaum gerührt, nur einfach geschossen. Spider aber mußte noch seinen

Frust herausschreien.

In seinen Schrei peitschte der Schuß.

Und die Männer in Grau bewegten nur eben die Hände, in denen sie die Steine hielten…

***

Die Horror-Reiter hatten ihrem Namen wieder einmal alle Ehre gemacht. Es war schlimm, grauenhaft, kaum in Worte zu fassen, und ich spürte, wie es in meiner Kehle heiß hochstieg. Die Augen begannen auch plötzlich zu tränen.

Auf der einsamen Waldlichtung regierten die Stille, das Grauen und der Tod…

Nichts war mehr zu hören, keiner bewegte sich, konnte sich nicht bewegen, weil es kein Lebewesen mehr gab.

Vierzehn Trooping Fairies hatte ich gezählt. Elfen, die auf ihren wunderbaren Rössern gesessen hatten, um in den harten Kampf gegen die Feinde des Landes Aibon zu ziehen.

Jetzt lagen sie am Boden.

Vierzehn Tote! Die Körper erinnerten mich an dicke Glasklumpen, aus denen eine undurchsichtige Flüssigkeit gequollen war, die wie lange Streifen über den zerstörten Körpern lag.

Auch die Rösser waren vernichtet worden. Grünes Blut quoll aus klaffenden Wunden und war dabei, im Boden zu versickern.

Ich sagte nichts. Trauer durchflutete meinen Körper. Die Hände zitterten, und ich dachte intensiv daran, daß auch ich hier hätte liegen können, wenn mich nicht die Männer in Grau im letzten Augenblick zurückgeholt hätten.

In diesen Augenblicken kam mir die Aussichtslosigkeit meiner Lage voll zu Bewußtsein, was sich äußerlich darin ausdrückte, daß ich die Schultern anhob.

Vor meinen Füßen lag ein Arm, abgehackt von einem harten Schwerthieb. Ich stieß mit der Fußspitze dagegen und hörte das leise Knirschen, als wäre er aus Glas.

Hastig zog ich den Fuß zurück und drehte mich um. Der grüne Schein war verschwunden, die Männer in Grau nicht.

Sie standen da und schauten mich an. Waren sie traurig? Ich konnte es nicht erkennen, denn in ihren Gesichtern zeigte sich keine Reaktion. Das gleiche galt für ihre Augen. Sie blickten völlig bewegungslos. Trotzdem kam es mir vor, als könnten sie mir auf den Grund der Seele schauen. So sezierend empfand ich den Blick.

»Jetzt weißt du, weshalb wir dich angesprochen haben!« erklärten sie.

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort. Komisch, es war Nacht, ich konnte trotzdem mehr sehen als auf der Erde. Der Wald war noch gut zu

erkennen und ebenfalls die Breschen, die von den Horror-Reitern rücksichtslos hineingeschlagen worden waren, als sie sich auf ihrem Todesritt befanden. »Ihr habt einen Fehler gemacht«, gab ich ihnen Antwort. »Ihr hättet mich nicht in die normale Welt zurückholen sollen.«

»Wieso nicht?«

»Möglicherweise hätte ich es verhindern können.«

Da lachten sie mich aus, und es tat weh. »Du hättest sie stoppen wollen, John Sinclair?«

»Ja, verdammt, ich…«

»Das wäre dir nie gelungen.«

Ich konnte nicht mehr, ich kam nicht mehr mit und starrte sie ungläubig an. »Weshalb habt ihr mich geholt? Ich wollte sie vernichten, zum Teufel.«

»Stimmt.«

»Das Gegenteil davon ist eingetreten. Vierzehn tote Trooping Fairies. Hier sieht es aus wie auf einem Schlachtfeld. Bald wird es diese Wesen in Aibon nicht mehr geben, dann haben die Horror-Reiter die Kontrolle übernommen.«

»So sieht es aus.«

»Und ihr holt mich zurück, um…«

»Das taten wir bewußt, Sinclair. Uns war klar, daß du es nicht schaffen konntest. Nicht alle vier gemeinsam.«

Ich begriff, nickte einige Male sehr bedächtig und hauchte dann:

»Einzeln also?«

»Sehr richtig. Du mußt sie dir einzeln schnappen. Wenn sie zusammen sind, kann man sie als unbesiegbar bezeichnen, aber wenn du jeden von ihnen holst, sie dir der Reihe nach vornimmst, sieht das alles schon besser aus.«

»Dazu müßten sie zunächst getrennt sein.«

»Das werden sie bestimmt irgendwann einmal.«

»Das heißt, ich habe das Vergnügen, mich wieder auf den Weg machen zu dürfen.«

»Ja, hol sie dir.«

»Toll – und Suko?«

»Der bleibt bei uns!« wurde mir erklärt. »Er ist in der Hütte gut aufgehoben. Wir hätten uns kein besseres Pfand wünschen können. Noch einmal, Sinclair…«

»Zu zweit hätten wir größere Chancen.«

Sie antworteten zunächst mit einem Lachen. »Ja, das haben wir schon einmal gehört. Dein Freund sagte es uns. Er konnte uns ebensowenig umstimmen, wie du es schaffst. Wir haben uns einmal entschlossen und bleiben auch dabei. Für dich, Sinclair, gibt es kein Zurück, nur ein Vorwärts.«

»Ja, ich weiß.«

»Dann tu dir und anderen den Gefallen. Geh los, kämpfe und vernichte die Brut!«

Ich wollte noch eine Frage stellen, aber der Lichtschein intensivierte sich. Er entfaltete seine ganze Kraft, packte regelrecht zu und ließ die beiden verschwinden.

Irgendwo beneidete ich sie. Das hätte ich auch gern gekonnt, aber sie hatten mich zurückgelassen in einer völlig fremden Welt, um diese zu retten.

Stille umgab mich. Der Wind wehte ebenfalls nicht mehr. Auch er trauerte, wie die gesamte Natur, die Zeuge dieser brutalen Tat gewesen war.

Die Trooping Fairies lagen auf der Lichtung verteilt. In Aibon war es Nacht, doch das Licht besaß trotzdem eine gewisse Helle. Der Vergleich mit hellen Schatten fiel mir ein, die sich hier ausgebreitet hatten.

Ich konnte viele Einzelheiten erkennen, und das war schlimm. Ich sah die Toten, die zerstörten Körper, die Köpfe mit den feinen Gesichtern, die zerhämmerten Ketten. Keine Glocke würde mehr von den Trooping Fairies berichten.

Alles war zerstört, so brutal vom Leben in den Tod befördert worden.

Das Gras bewegte sich an den Spitzen, und mir kam es vor, als würde der stumme Wald über das Geschehen in Tränen ausbrechen.

Ich spürte den Druck im Magen, der einfach nicht weichen wollte.

Über meinem Rücken rannen die Schauer. Die Männer in Grau hatten mir erklärt, wie ich es anstellen konnte, die Horror-Reiter zu fassen. Für mich ein Ding der Unmöglichkeit.

Aibon war ein weites Land, ein riesiges Gebiet, in dem es Hunderte von Verstecken gab, von denen ich nicht einmal eine Handvoll kannte. Auch AEBA ging nach einem bestimmten Plan vor. Wahrscheinlich wollten sie die Soldaten des Landes, die Trooping Fairies vollends vernichten und machten bereits Jagd auf die nächste Gruppe.

Für mich ein Unding, sie zu finden. Ich konnte von dieser Lage her nichts tun.

Ein Geräusch schreckte mich auf. Wenn mich nicht alles täuschte, war es das Klopfen von Hufen auf dem weichen Boden. Ich schaute nach vorn, sah die Bewegung zwischen den Bäumen und einen hellen, wandernden Fleck, der sich der Lichtung näherte, noch einige Schritte weiterging und sie dann betrat.

Es war der weiße Hirsch, mein Reittier, das nur wenige Schritte von mir entfernt stehenblieb, mich anschaute, als wollte es sagen: Los, steig auf!

»Du bist es!« flüsterte ich, »du also!« Ich sprach mit dem Fabeltier und streckte ihm meinen Arm entgegen, wobei ich gespannt war, ob

es mir noch gehorchte.
Ja, der Hirsch kam.
In diesem Augenblick betrachtete ich ihn als einen alten wunderbaren Freund, der mich auch in großer Not nicht verlassen würde, und ich freute mich riesig darüber, daß er es geschafft hatte, dem Grauen zu entkommen. Nicht alles hatten die Horror-Reiter vernichten können. Dies wiederum gab mir Hoffnung.
Er rieb seinen Kopf an meiner Schulter, als wären wir schon jahrelang zusammen. Ich streichelte über seine Schnauze und flüsterte:
»Wenn du doch nur sprechen könntest, um mir zu sagen, wo wir beide hinreiten müssen. Aber das ist wohl zuviel verlangt.« Meine Stimme hatte einen traurigen Klang bekommen.
Ich bekam trotzdem eine Antwort. Allerdings von einer anderen Person, die ich ebenfalls kannte.
»Er braucht nicht zu sprechen, John, denn ich weiß ebenfalls etwas Bescheid.«
Unwillkürlich duckte ich mich, als ich die Stimme hörte. Meine Güte, an sie hatte ich nicht mehr gedacht.
Ich drehte mich nach rechts und schaute in die Höhe, wo sich innerhalb des dunklen Nachtlichts eine kleine, durchscheinende Gestalt deutlich abzeichnete.
Es war Perlhaut…
Ich erlebte das, was manche Menschen als wiedergutmachendes Schicksal bezeichnen. Wenn das Grauen, die Not am größten sind, erscheint irgendwo ein Schimmer der Hoffnung. Nichts ist endgültig, auf den Tag folgt die Nacht, auf Sonne folgt Regen, auf Schmerz folgt Freude, wie in diesem Moment. Man hatte mich nicht im Stich gelassen. Der Geist der toten Elfe schwebte in meiner Nähe.
Ich preßte die Hand auf meine Brust. »Himmel, du hast mir einen Schrecken eingejagt, Perlhaut!«
»Ja, einen freudigen, hoffe ich doch?«
Ich nickte einige Male. »Und ob es ein freudiger Schreck war. Damit habe ich nicht gerechnet. Man hat dich nicht erwischt, du bist dem Grauen entkommen.«
»Sie wissen nichts von mir.«
»Zum Glück, Perlhaut. Aber du weißt etwas von ihnen, nicht wahr?«
»Ja.«
»Dann hast du alles gesehen?«
Perlhaut schwebte schräg über mir. Ich mußte den Kopf heben und ihn schräglegen, um Perlhaut anschauen zu können. Obwohl sie nur ein durchscheinendes Wesen war, sah ich auf ihrem Gesicht ein Gefühl, das mich an Schmerz und Trauer erinnerte. Mit leiser Stimme gab mir Perlhaut einen Bericht.
Es war eine Aufzählung des Grauens. Die Horror-Reiter hatten

schlimm gewütet und auf nichts Rücksicht genommen. Sie schlugen mit ihren Waffen so lange zu, bis sich keiner der Trooping Fairies mehr rührte und kein Körper mehr so aussah wie zuvor. Als sie es hinter sich hatten, waren sie geritten.

»Und wohin?« fragte ich.

»Sie werden weiter Jagd machen. Diese Nacht soll in die Annalen des Landes eingehen. Ganz Aibon steht unter Alarmbereitschaft. Sie alle wissen Bescheid, die Trooping Fairies, die Elfen, die Gnome, die Trolle, die Wassernixen, die Tiere. Ein jeder warnte jeden. Es breitete sich wie ein Lauffeuer aus und trotzdem wird es keinen in Aibon geben, der sie stoppen kann.«

»Ich bin hier.«

»Man hat dich weggeholt.«

»Ja, und mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Gegen alle vier wäre ich nicht angekommen. Man riet mir, sie einzeln zu packen. Das ist die einzige Chance.«

»Es wird schwer sein«, gab Perlhaut zu bedenken. »Du kennst AE BA. Wie oft hast du die Horror-Reiter getrennt kämpfen gesehen? Erinnere dich, John!«

»Ich weiß es nicht.«

»Das wird auch hier nicht der Fall sein. Sie bleiben zusammen, nur gemeinsam sind sie stark.«

Davon ging ich aus. Etwas ratlos und eine Hand auf dem Rücken des Tieres stand ich auf der Lichtung, nachdenklich und nicht wissend, was ich noch unternehmen sollte.

Das merkte Perlhaut. Ich hörte ihr leises Lachen. Es war wie ein optischer Glockenklang in einer Welt des dumpfen Schweigens.

»Man darf nicht aufgeben, John, das weißt du genau. Deshalb denke daran, daß ich hier bin, um dich zu unterstützen. Die Horror-Reiter haben mich vernichtet, aber meinen Geist konnten sie nicht zerstören. Mir geht es jetzt besser als früher. Ich kann mich viel freier bewegen, ich gehöre nun zu den Privilegierten des Landes. Deshalb gebe ich dir den Rat, auf dein Reittier zu steigen und die Lichtung zu verlassen.«

»Wohin werden wir reiten?«

»Du mußt mir folgen.«

Schon einmal war ich Perlhaut gefolgt. Zu ihr hatte ich Vertrauen.

Sie kannte das Land, sie würde mich führen und nicht in die Irre leiten. Beim zweiten Versuch klappte der Aufstieg besser. Ich konnte mich ohne Schwierigkeiten auf dem breiten Rücken des Hirsches halten und lächelte der vor mir schwebenden Geistererscheinung zu. »Meinetwegen können wir losreiten.«

»Einen Moment noch. Ich habe gesehen, daß die Hüter des Landes bei dir waren. Was haben sie gesagt? Werden auch sie wieder eingreifen, oder halten sie sich zurück?«

»Die zweite Möglichkeit wird zutreffen.«
»Das ist schade, John. Ich habe sie früher respektiert, heute kann ich das nicht mehr.«
»Ich ebenfalls nicht.«
»Es sind keine Hüter mehr.«
»Du kennst ihre Waffen, Perlhaut. In unserer Welt sind sie etwas Besonderes. Kommen sie denn in Aibon nicht gegen die Horror-Reiter an? Sie könnten sie durch die Steine zerstrahlen. Ich habe oft genug gesehen, was geschah, wenn diese Menschen die Waffen einsetzten.«
»Es sind keine Menschen. Wir bezeichnen sie als Neutren. Auch wenn sie sich wie Menschen geben, mußt du vorsichtig sein. Sie sind Bewahrer, sie tun uns nichts, wir tun ihnen nichts. Sie wollen auch die Trennung der beiden Teile beibehalten, um jedoch gegen die Horror-Reiter bestehen zu können, muß man stärker sein und sich mehr einsetzen. Nein, auf sie kannst du nicht rechnen.«
»Auf wen dann?«
Sie kam noch näher. Über mein Gesicht glitt ein kühlwarmer Hauch, ungewöhnlich. Manchmal erinnerte mich die kleine Fee an einen innen ausgehöhlten Porzellanengel.
»Du hast mich zur Seite, John. Und bevor du lachst, denk daran, daß ich mich ebenfalls auskenne. Ich werde alles tun, um dir dabei zu helfen, wenn du die Horror-Reiter vernichtest.«
»Danke, Perlhaut, ich vertraue dir doch.«
»Das mußt du. So, und jetzt komm.«
»Wohin denn?«
Sie lachte perlend. Das Geräusch klang in meinem Gehirn wie ein klingendes Echo wider.
»Feen und Wesen wie ich reisen dem Wind und dem Duft der Blüten nach. Verlaß dich auf die inneren Kräfte des Landes und auf mich, mein Lieber. Wir werden es schaffen…«
Das hoffte ich auch.
Mein Reittier brauchte keinen Schenkeldruck und keinen Schlag mit der Peitsche.
Es jagte davon und trieb auch meine Gedanken weg, die sich um Aibon, die Horror-Reiter und um Suko drehten…

***

Ted Spider hatte geschossen, er wollte den Tod, er mußte seinen verfluchten Frust loswerden, und er stand so nahe bei seinem Gegner, daß er diesen nicht verfehlen konnte.
Die Kugel traf.
Suko, der sich besser auskannte, wußte genau, was geschehen würde. Die Männer in Grau konnten weder durch geweihte Silberkugeln, noch durch normale Bleigeschosse vernichtet werden. Sie waren etwas

Besonderes und gegen bestimmte Waffen resistent.

Der Mann zuckte nur einmal kurz zusammen, ging nicht einmal zurück, streckte aber den rechten Arm vor.

Suko wußte, was kam. »Nein!« rief er.

Es war zu spät. Der Stein glühte auf, als wäre er mit einem grünen Feuer gefüllt worden. Auch sein Gesicht bekam einen tiefgrünen Schein, so daß es wirkte wie der Schädel eines Gespenstes.

Und Spider?

Er brüllte. Er hatte seinen Mund weit aufgerissen. Schaum stand vor seinen Lippen. Der Mann in Grau ging noch einen Schritt vor und war plötzlich bei ihm.

Er faßte ihn an. Seine linke Hand legte er gegen die Brust des Glatzkopfes, mit der rechten drückte er den Stein auf Teds blanken Kopf. Was anschließend geschah, war furchtbar und erschütternd.

Spider starb auf der Stelle.

Er rieselte ineinander. Was von ihm übrigblieb, wehte als grünlich schimmernder Staub zu Boden. Innerhalb kürzester Zeit war er zu Asche zerfallen.

Der Mann in Grau drehte sich um. Zunächst schaute er Kalem an, der sich nicht rührte. Erst als dieser den Blick auf sich gerichtet sah, schaute er zu Boden.

Diana Lynn stand da und hatte ihre Hand gegen den Mund gepreßt. Sie war nicht mehr in der Lage, überhaupt noch einen Laut hervorzubringen. Daß sie sich überhaupt noch auf den Beinen halten konnte, wunderte sie. Durch eine Lücke zwischen Handballen und Lippen drangen kaum beschreibliche Laute.

»Mußte das sein?« fragte Suko.

Der Mann in Grau nickte. »Ja, er wollte uns vertreiben, dieser Idiot. Jetzt ist er selbst weg.«

»Und die beiden anderen?«

»Wir wissen es noch nicht. Jedenfalls hat es uns nicht gefallen, daß wir verraten worden sind.«

»John Sinclair hat euch nicht verraten. Es war der reine Zufall. Begreift das endlich!«

»Wir sehen das anders.«

Sekunden später begann Diana Lynn zu weinen. Eine Tatsache, die alles ausdrückte, was sich an Gefühlen zwischen diesen vier Holzwänden ausbreitete.

Hoffnungslosigkeit, Resignation und Trauer.

Auch Suko wußte nicht, was die nähere Zukunft bringen würde.

Das Pendel aber neigte sich dem Tod entgegen…

***ENDE des ersten Teils***

[1]Siehe John Sinclair Nr. 566 »Hexenreich«
[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 054 »Aibon - Land der Druiden«